Welternährung

DIE ZEITUNG DER DEUTSCHEN WELTHUNGERHILFE

DWHH — 2. QUARTAL 2007 — 36. JAHRGANG — WWW.WELTHUNGERHILFE.DE

© Hoerig

INTERVIEW
Der tägliche Kampf um ein besseres Leben in Kolumbien
Seite 5

MYANMAR
Nach dem Opium kam die große Armut
Seite 6

FOTOREPORTAGE
Schwarz-weiße Impressionen aus der Projektarbeit in Indien
Seite 4

MILLENNIUMSZIELE
15 Dörfer wollen zeigen, dass die Bekämpfung der Armut möglich ist
Seite 9–11

Bittere Pille für Afrika

Am Ende der deutschen EU-Ratspräsidentschaft sind noch Wünsche offen

© Meissner

Magere Bilanz: Wäre die deutsche EU-Ratspräsidentschaft mutiger, könnte sie mehr für die Entwicklung afrikanischer und anderer Entwicklungsländer erreichen.

Ist das nicht ein bisschen voreilig? Noch bis Ende Juni darf die Bundesregierung die Geschäfte der Europäischen Union leiten. Doch schon jetzt will Entwicklungsministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul mit ihrem Urteil nicht länger warten. So gibt sie sich dieser Tage gleich höchstpersönlich gute Noten: »Deutsche Ratspräsidentschaft im Bereich der Entwicklungspolitik erfolgreich.« Das klingt selbstsicher. Nur leider wird es dadurch nicht automatisch wahr.

Von Petra Pinzler

Mit Europa im Allgemeinen und seiner Entwicklungspolitik im Besonderen ist das so eine Sache. Jedes halbe Jahr bekommt die EU eine neue Präsidentschaft, und die will, soll, muss dann das Rad neu erfinden – oder zumindest so tun. Wie immer klingen auch diesmal die Ideen für die Entwicklungspolitik besonders honorig – schließlich geht es da ja um nicht weniger als die Abschaffung der Armut. In der Realität kann aber von Januar bis Ende Juni vergleichsweise wenig passieren, außer die zuständigen Politiker wären wirklich mal mutig.

Die EU-Entwicklungspolitik ist eine ziemlich komplizierte Angelegenheit. Eines der größten Probleme ist die mangelnde Kohärenz: Viele schöne EU-Programme zugunsten der Armen werden durch andere Politikfelder, durch die Handels-, die Wirtschafts- oder Agrarpolitik schlicht sinnlos. Die Entwicklungspolitiker können da wenig tun, wenn sie den Krach mit den Kabinettskollegen nicht wagen. Das ist auch während der deutschen EU-Präsidentschaft so geblieben – und die Deutschen haben sich wenig bemüht, das zu ändern. Ein Beispiel: Statt sich für einen Abschluss der Doha-Verhandlungen einzusetzen und für eine Welthandelsordnung zu kämpfen, die den Armen nützt und den Wahnsinn der Exportsubventionen für Agrarprodukte beendet, war der Bundesregierung ein Wirtschaftsabkommen mit den USA wichtiger.

Für viele Entwicklungsgruppen ist dies ärgerlich, für viele Afrikaner bitter. Noch bitterer wird es indes, weil die Ministerin auch auf ihrem ureigensten Terrain die existierenden Regeln des Weltmarktes nicht wirklich infrage stellt. So verteidigt sie bis heute die Europäischen Partnerschaftsabkommen (EPA), Liberalisierungsprogramme für den Handel mit (vorwiegend) afrikanischen Ländern. Diese EPAs sind nicht grundsätzlich schlecht, aber der Teufel liegt im Detail. Und so sind viele Afrikaner schlicht mit dem Tempo der Verhandlungen überfordert. Trotz aller Beteuerungen spielt die Entwicklungspolitik in Berlin und der Berliner Europapolitik nur eine untergeordnete Rolle. Anderes geht vor: So will Bundeskanzlerin Angela Merkel in diesem Halbjahr vor allem die Verfassung retten. Das ist richtig und wichtig. Aber das fordert eben seinen Tribut. Merkel braucht für ihren Erfolg in allen anderen Regierungen gute Laune. Also muss jeder nebensächliche Streit vermieden werden. Also soll auch die Entwicklungsministerin ihren Bereich in diesem Halbjahr möglichst solide verwalten. Aber eben nicht mehr.

Das zumindest – nun kommen die mildernden Umstände – hat sie getan. Das Entwicklungsministerium hat dafür gekämpft, dass alle EU-Mitglieder ihre Arbeit in der Entwicklungszusammenarbeit besser abstimmen wollen und sich an einen Verhaltenskodex halten. Es hat kräftig gedrängelt, damit mehr Geld für Anti-Aidsprogramme bereitgestellt wird. Es hat dafür geworben, dass auch die Energiesorgen der Armen auf der internationalen Bühne eine größere Rolle spielen. Zudem kämpft die Bundesregierung immer noch dafür, dass beim Zusammenstreichen der Verfassung die Entwicklungspolitik als eigenständiger Politikbereich der EU erhalten bleibt. Das alles ist gut. Aber reicht das? Es reicht für eine brave Note drei, auch wegen des schlechten Klassendurchschnitts. Tatsächlich haben sich in den vergangenen Jahren einige Regierungen während ihrer Präsidentschaft noch weniger um die Entwicklungspolitik gekümmert. Allerdings hatten die auch nicht die einmalige Chance, gleichzeitig in der EU und der G8 die Themen setzen zu dürfen. Diese Chance hätten die deutschen Politiker schon ein bisschen mehr nutzen können. Sicher, man kann weder die Welt noch die EU in einem halben Jahr umkrempeln. Aber man sollte es zumindest versuchen – wenn man das Gerede über die Eine Welt ernst meint. Oder man sollte schweigen (Siehe auch Bericht Seite 12).

Petra Pinzler ist Europakorrespondentin der ZEIT.

EDITORIAL

Das war der Gipfel

Der G8-Gipfel in Heiligendamm ist schon fast wieder in Vergessenheit geraten. Zu Unrecht, meinen wir.

Denn es gilt, zumindest zwei Lehren festzuhalten: Zum einen war die von der Welthungerhilfe tatkräftig unterstützte Kampagne »Deine Stimme gegen Armut« ein wirklich großer Erfolg. Nicht nur gelang es, 80 000 Menschen in Rostock bei einem Konzert mit deutschen, europäischen und afrikanischen Künstlern und Rednern aus acht der ärmsten Entwicklungsländer zu begeistern. Auch das Ziel der Kampagne, Entwicklungspolitik und Armutsbekämpfung ganz oben auf die G8-Agenda zu setzen, haben wir erreicht.

Die zweite Lehre ist: Das reicht noch nicht. Denn die Diskussion der G8-Länder zu dem Thema hat leider nicht zu inhaltlich befriedigenden Ergebnissen geführt, sondern zu einem vagen und inkonsistenten Afrika-Dokument. Wir vermissen Klarheit, Mut und Verbindlichkeit bei den Aussagen.

Wie die nun wirklich nicht globalisierungskritische Financial Times feststellte, ist das Afrika-Dokument »ein Schritt zurück« und schadet dem Westen: »Wenn reiche Länder ihre Zusagen so unverhohlen als disponibel ansehen, wenn sie ihnen unangenehm werden, dann verlieren sie ihre Glaubwürdigkeit, wenn sie beim nächsten Mal afrikanischen Führern schwierige Veränderungen in deren Ländern nahe legen wollen.«

Heiligendamm hat auch die Institution G8-Gipfel auf den Prüfstand gestellt. Es gibt wenig gute Argumente, sie in dieser Form weiterzuführen.

Ulrich Post ist Mitarbeiter der Deutschen Welthungerhilfe in Bonn.

AUSZEICHNUNG

Goldene Feder für Shanta Sinha

Am 10. Mai wurde in den Hamburger Deichtorhallen der Medienpreis der Bauer Verlagsgruppe, »Die Goldene Feder«, verliehen. Auch die Leiterin der indischen Kinderrechtsorganisation MV Foundation, Professorin Shanta Sinha, wurde für ihren Einsatz im Kampf gegen Kinderarbeit mit der »Goldenen Feder 2007« geehrt. Den Preis bekam sie von Peter Maffay, dem Schirmherrn der »Tabaluga Stiftung«, überreicht. Im Rahmen der Kampagne »Stopp Kinderarbeit – Schule ist der beste Arbeitsplatz« unterstützt die Deutsche Welthungerhilfe die MV Foundation in ihren Bemühungen, Kinderarbeit abzuschaffen und allen Kindern eine staatliche Grundbildung zu sichern.

© Krug

Einsatz gegen Kinderarbeit: Peter Maffay überreichte die »Goldene Feder 2007« an Shanta Sinha.

welt hunger hilfe
Sparkasse KölnBonn
Konto 1115
BLZ 370 501 98

ONLINE SPENDEN: www.welthungerhilfe.de

ZURÜCK VON DER REISE

Die Uhren ticken langsamer

Caroline Peyre-Koch besuchte mit Journalisten den Sahelstaat Mali

Von Michael Ruffert

Im Norden Malis scheinen die Uhren langsamer zu gehen. »Man fühlt sich wie in einem Film, ein bisschen wie Laurence von Arabien«, sagt Caroline Peyre-Koch lächelnd. In dem trockenen Sahelstaat verläuft das Leben nach ihrem Eindruck ruhiger und beschaulicher: Kamele trotten vorbei, der Wind bläst Sand durch die Luft. Die Programm-Managerin der Welthungerhilfe begleitete im März zwei Journalisten in den Norden Malis – ein wenig lebte die Gruppe wie einheimische Nomaden. »Wir haben auf einer Düne in Zelten mit Moskitonetzen geschlafen«, berichtet Peyre-Koch. Angesichts des extremen Klimas mussten sich auch die Europäer mit Tüchern um den Kopf vor Wind und Sand schützen.

© DWHH

Ländliche Entwicklung: Programm-Managerin Caroline Peyre-Koch begleitete Journalisten durch Mali. Die Welthungerhilfe unterstützt hier Projekte auf dem Land und fördert die Schulbildung.

Doch die scheinbare Wüstenromantik ist für die Menschen in Mali die harte Lebensrealität. Das Land in Westafrika gehört zu den ärmsten der Welt. Durch Trockenheit und Hitze ist die landwirtschaftliche Produktion oft niedrig, denn das Voranschreiten der Wüste verringert die Weideflächen. Dies ist eines der größten Probleme des Landes. »Wir haben gesehen, wie ein altes Dorf bereits zur Hälfte versandet ist«, erzählt die gebürtige Französin.

Aufgrund der knappen Ressourcen gab es gerade im Norden des Landes früher häufig Konflikte zwischen sesshaften Bauern und den umherziehenden Nomaden, den Tuareg. »In der Region, in der wir arbeiten, ist es heute meistens ruhig«, sagt sie. Die Welthungerhilfe unterstützt die Menschen bei der ländlichen Entwicklung und dem Brunnenbau. Denn gerade die Tuareg benötigen viel Wasser – für sich selbst und für ihre Kamele, Ziegen, Esel und Rinder. Die Hilfsorganisation sorgt aber auch dafür, dass Kinder etwas lernen. »Kinder von Nomaden, die zur Schule gehen, erhalten täglich eine Mahlzeit«, erzählt Peyre-Koch. Das sei ein starker Anreiz für die Eltern, denn oft können sie selbst ihre Kinder nicht ausreichend ernähren. Die Zahl der Jungen und Mädchen, die am Unterricht teilnehmen, sei dadurch stark gestiegen.

In der Region im Norden Malis unterstützt die Welthungerhilfe derzeit den Schulbesuch von rund 5000 Jungen und Mädchen. Die Lehrer unterrichten im Notfall auch in Zelten – denn die Nomaden wechseln alle sechs Monate ihren Standort. Da Mali eine sehr hohe Analphabetenrate hat, engagiert sich die Welthungerhilfe auch gezielt in der Erwachsenenbildung.

Mangelware Wasser

In Äthiopien, Benin und Mosambik fehlen sanitäre Einrichtungen

Von den 50 ärmsten Entwicklungsländern, den sogenannten LDC, liegen 38 in Afrika. Auch die Staaten Äthiopien, Benin und Mosambik gehören dazu. Dort leben zusammen rund 100 Millionen Menschen. Drei Viertel von ihnen haben weniger als umgerechnet zwei US-Dollar (US$) am Tag zur Verfügung. Ein Drittel aller Kleinkinder ist unterernährt, die Lebenserwartung ist infolge von HIV/Aids auf 44 Jahre gesunken.

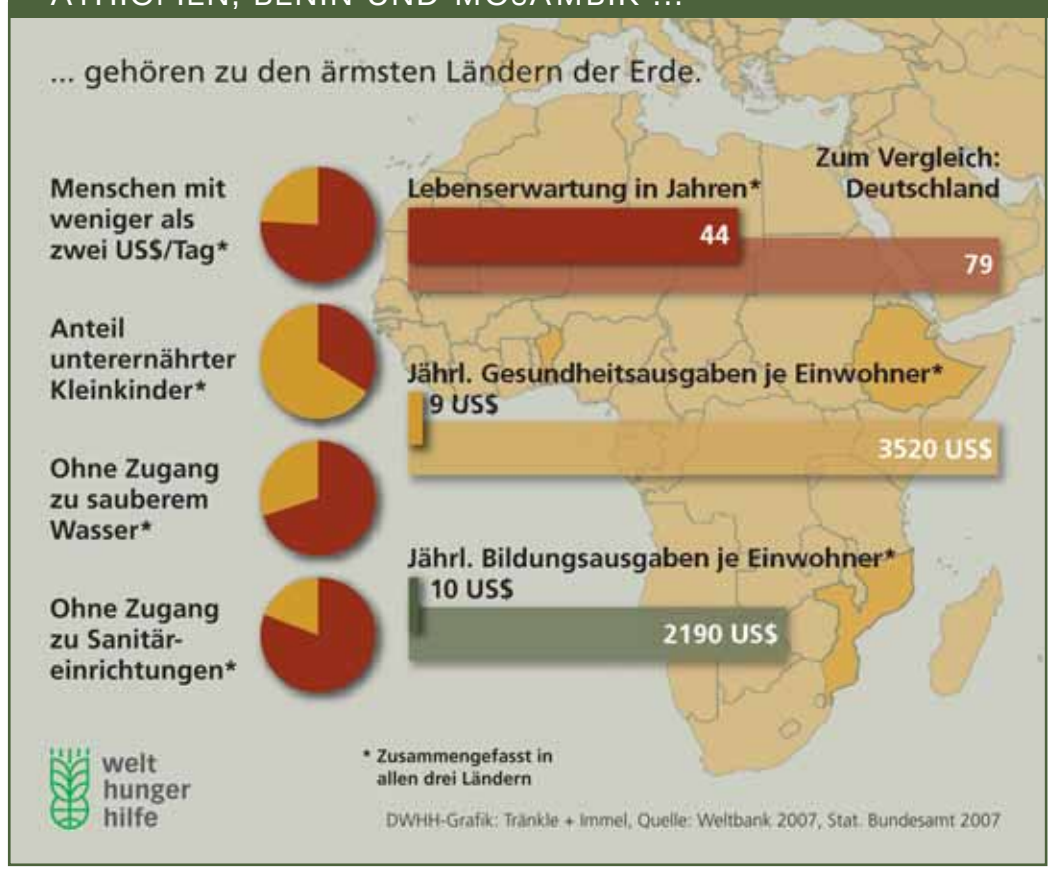
Zwei von drei Einwohnern haben keinen Zugang zu sauberem Wasser – das heißt: Sie können sich nicht im Umkreis von einem Kilometer täglich 20 Liter sauberes Wasser beschaffen. Leidtragende sind vor allem die Frauen. Sie sind oft stundenlang unterwegs, um wenigstens einen Eimer Wasser für die Familie zu ergattern.

Noch schlimmer ist die Sanitärversorgung. Vier Fünftel der Menschen verfügen nicht über sanitäre Einrichtungen. Sie müssen ihre Notdurft im Freien verrichten oder in Plastiktüten hinein, die dann einfach weggeworfen werden. Das gefährdet wiederum die Versorgung von Millionen Menschen, die ihr Wasser zum Trinken und Kochen aus Flüssen und Abwasserkanälen beziehen – verseucht mit Fäkalien. Kaum ein Entwicklungsthema ist so tabuisiert wie die sanitäre Katastrophe. Das Thema ist offenbar nicht »gesellschaftsfähig«, doch es betrifft ganz direkt die Menschenwürde und untergräbt systematisch Fortschritte im Kampf gegen die Armut.

Dringend müsste auch mehr Geld ins Gesundheitswesen und in die Bildung investiert werden. Doch die Länder sind arm. Mehr als sechs US$ in Äthiopien, zwölf in Mosambik und 24 US$ in Benin pro Kopf und Jahr sind nicht drin für Gesundheitseinrichtungen. Dementsprechend fehlen Basisgesundheitsdienste, Ärzte, Medikamente und Impfprogramme. Und für Kindergärten, Schulen oder Universitäten stehen jährlich pro Einwohner nur acht US$ in Äthiopien, elf US$ in Mosambik und 18 US$ in Benin zur Verfügung.

Die Welthungerhilfe ist seit Jahren in diesen Ländern aktiv und fördert dort den Aufbau einer Basisinfrastruktur wie den Bau von Brunnen und Schulen.

ÄTHIOPIEN, BENIN UND MOSAMBIK ...



INHALT

1 Bittere Pille für Afrika
Bilanz der EU-Ratspräsidentschaft
2 *Nachrichten*
3 Eine Maschine für die Zukunft
Indonesien nach dem Tsunami
4 Earth Bound – Land Water People
Bilder aus Indien
5 Kein Staat zu machen
Bürgerkrieg in Kolumbien dauert an
6 Weggehen? Ja, aber nicht für immer!
Facetten der Migration in Burkina Faso
7 Mit Wissen gegen Aids
Partner setzen sich für Aufklärung ein
8 Überleben ohne Mohn
Perspektiven für Myanmar
9–11 *Dossier:* Millenniumsdörfer
12 Keine Hilfe für Afrika?
EPAs als Instrument der Vorherrschaft
13 Mehr Solidarität mit der Welt
Spendenaufkommen nach Katastrophen
14 *Aktionen & Berichte*
15 *Medien & Informationen*
16 *Unterhaltung*

KURZ NOTIERT

Strategiewechsel der Deutschen Welthungerhilfe in Afghanistan

Am 29. April 2007 kam es in Afghanistan erneut zu einem Sicherheitsvorfall: Der afghanische Fahrer Abdul Hadi wurde in der Nähe von Kundus von unbekannten Tätern erschossen. Nach dem Anschlag auf den deutschen Mitarbeiter Dieter Rübling am 8. März 2007 war dies der zweite Mord, den die Deutsche Welthungerhilfe in Afghanistan beklagen musste. Nach Angaben des deutschen Botschafters vor Ort und des Bundeskriminalamts kann ein Zusammenhang zwischen beiden Morden ausgeschlossen werden. In beiden Fällen dauern die Untersuchungen an.

Aufgrund dieser Ereignisse hat sich die Welthungerhilfe zu einem Strategiewechsel ihrer Projektarbeit in Afghanistan entschieden. Demnach wird bis Oktober 2007 ein Konzept erarbeitet, das die Unabhängigkeit und Neutralität der entwicklungspolitischen Arbeit gewährleistet. Kernpunkte sollen unter anderem die noch stärkere Betonung von Unabhängigkeit und Neutralität der Welthungerhilfe sein. Ein weiteres Element werde die Kooperation mit lokalen Strukturen sein, wobei den örtlichen Machtverhältnissen Rechnung getragen werde. Dazu gehört außerdem die Orientierung der Hilfsmaßnahmen an den Prioritäten der Bevölkerung und weniger an den von der Zentralregierung definierten Schwerpunkten. Schließlich müsse die Abgrenzung zu internationalen militärischen Einheiten noch klarer sein, insbesondere dort, wo diese sich am Wiederaufbau beteiligen. Bis Oktober 2007 werden alle Aktivitäten auf das notwendige Maß reduziert und zum Abschluss gebracht.

Anzeigenmotiv »Wasser ist kostbar« zweifach ausgezeichnet

Zum Weltwassertag am 22. März lancierte die Deutsche Welthungerhilfe ein Anzeigenmotiv, das bereits zwei renommierte Werbeauszeichnungen erhalten hat. Beim »Client Award 2006« der Zeitschrift »Kontakter« ist das von der Werbeagentur Scholz & Friends kreierte Motiv »Wasser ist kostbar« (Fotograf: Alexander Gnädiger) zur zweitbesten Anzeige des Jahres 2006 gekürt worden. Und beim renommierten »Lead-Award« der »Leadacademy für Mediendesign und Medienmarketing« wurde sie unter die zehn besten Anzeigen des Jahres 2006 gewählt. Das Motiv kann als Postkarte und A1-Poster in der Informationsstelle bestellt oder von der Homepage aus unter www.welthungerhilfe.de als E-Card versendet werden.

© DWHH

Preisgekrönt: Das Anzeigenmotiv der Deutschen Welthungerhilfe zum Thema »Wasser ist kostbar«.

© Lohnes

Voller Einsatz: Jufri (Mitte) arbeitet mit dem Sagohäcksler, den er und Mitarbeiter der Deutschen Welthungerhilfe konstruiert haben, um das Mark der Sagopalme zu gewinnen.

Eine Maschine für die Zukunft

Zweieinhalb Jahre nach dem Tsunami setzen die Menschen von Simeulue (Indonesien) auf Handwerk und Landwirtschaft

Zwei Jahre nach dem verheerenden Tsunami vom 26. Dezember 2004 und dem Erdbeben vom 28. März 2005 ist für die Menschen in Indonesien langsam wieder der Alltag eingekehrt. Die Welthungerhilfe gibt den Bewohnern der abgelegenen Insel Simeulue Hoffnung und Vertrauen in ihre eigenen Stärken.

Von Constanze Bandowski

Der Dschungel dröhnt und knattert. Späne spritzen über die Lichtung. Heller, weicher Flaum auf modrig-schwarzer Erde. Der Schredder spuckt das zerstückelte Mark von Sagopalmen auf eine Bauplane. Schnell schaufeln es die Männer in den Trog, damit Syahril weiterstampfen kann. Mit bloßen Füßen und vollem Körpereinsatz marschiert der 55-Jährige durch die wässrige Pampe. Unten fällt eine milchig-schleimige Flüssigkeit raus, die sich getrocknet zu einem wichtigen Lieferanten von Kohlenhydraten verwandelt. Sagostärke steht bei der indonesischen Bevölkerung seit Jahrhunderten auf dem Speisezettel.

Der Held des Dorfes

Jufri (54) ist der Held des Dorfes. Er hat die Maschine erfunden, die den Weg in die Zukunft weist. Wie alle Menschen auf der Insel Simeulue vor der Westküste Sumatras lebte Jufri von Reisanbau, Fischfang und der Nelkenproduktion. Als deren Preis in den 90er-Jahren fiel, stieg er um auf Sago, eine mühsame, aber lukrative Handarbeit. Dann kamen der Tsunami und drei Monate später das schwere Erdbeben, die 80 Prozent aller Gebäude, Straßen und Brücken auf Simeulue zerstörten. Nach einigen Verzögerungen erreichten endlich internationale Hilfswerke die abgelegene Insel. Mit Spendengeldern entstanden erste Hütten, Boote, Gesundheitsposten, Straßen, Brücken und Schulen. Viele Leute haben mittlerweile ein Dach über dem Kopf, aber wirtschaftlich hat sich auf Simeulue nicht viel getan. Die Menschen waren schon vor dem Tsunami arm, doch jetzt geht es ihnen noch schlechter.

»Simeulue war schon immer eine vernachlässigte Region, die völlig unterentwickelt blieb«, weiß Projektleiter Uwe Müller von der Deutschen Welthungerhilfe. »Über den Wiederaufbau nach den Naturkatastrophen hinaus leisten wir hier grundsätzliche Entwicklungshilfe. Maßnahmen zur Sicherung der Ernährung und des Lebensunterhaltes sind besonders wichtig.« Genau daran arbeitet die Welthungerhilfe in Kooperation mit dem Amt für humanitäre Hilfe der Europäischen Kommission (ECHO). 23 Dörfer im Südosten der Insel mit mehr als 2000 Familien sollen von dem Projekt zur Ernährungssicherung profitieren. Das sind 90 Prozent der lokalen Bevölkerung.

Die Männer des Dorfes Sital glauben an ihren Schredder. Jufris Erfindung ist ein Prototyp, dem 50 weitere Maschinen folgen sollen. Statt einem Baum pro Tag könnten die Männer nun 15 schaffen, aber es hapert an der Weiterverarbeitung. Syahril, der Stampfer, kann dem Tempo des Schredders nicht standhalten. Aber Jufri hat schon die Idee für eine neue Anlage im Kopf. Mithilfe der Welthungerhilfe wird er sie umsetzen und Vermarktungsstrukturen für ein aussichtsreiches Geschäft schaffen. Jeder Baum bringt rund 350 Kilogramm Rohsago, getrocknet etwa 175 Kilo. Das Kilo verkaufen die Bauern für 5000 Rupiah, macht 75 Euro pro Baum, so viel wie der monatliche Mindestlohn.

Die Welthungerhilfe unterstützt nicht nur die Sagobauern. Sie verteilt auch Handpflüge, bildet Zimmermänner aus, errichtet mit ihnen 310 weitere erdbebensichere Häuser, nachdem die ersten 150 Familien bereits ihr neues Heim beziehen konnten. Sie fördert auch die Partizipation der Bevölkerung, vor allem die der Frauen. In der streng muslimischen Provinz Nanggroe Aceh Darussalam herrschte 30 Jahre lang ein Bürgerkrieg, der erst durch die Aufmerksamkeit nach dem Tsunami beigelegt werden konnte.

Bunte Muster aus Bast

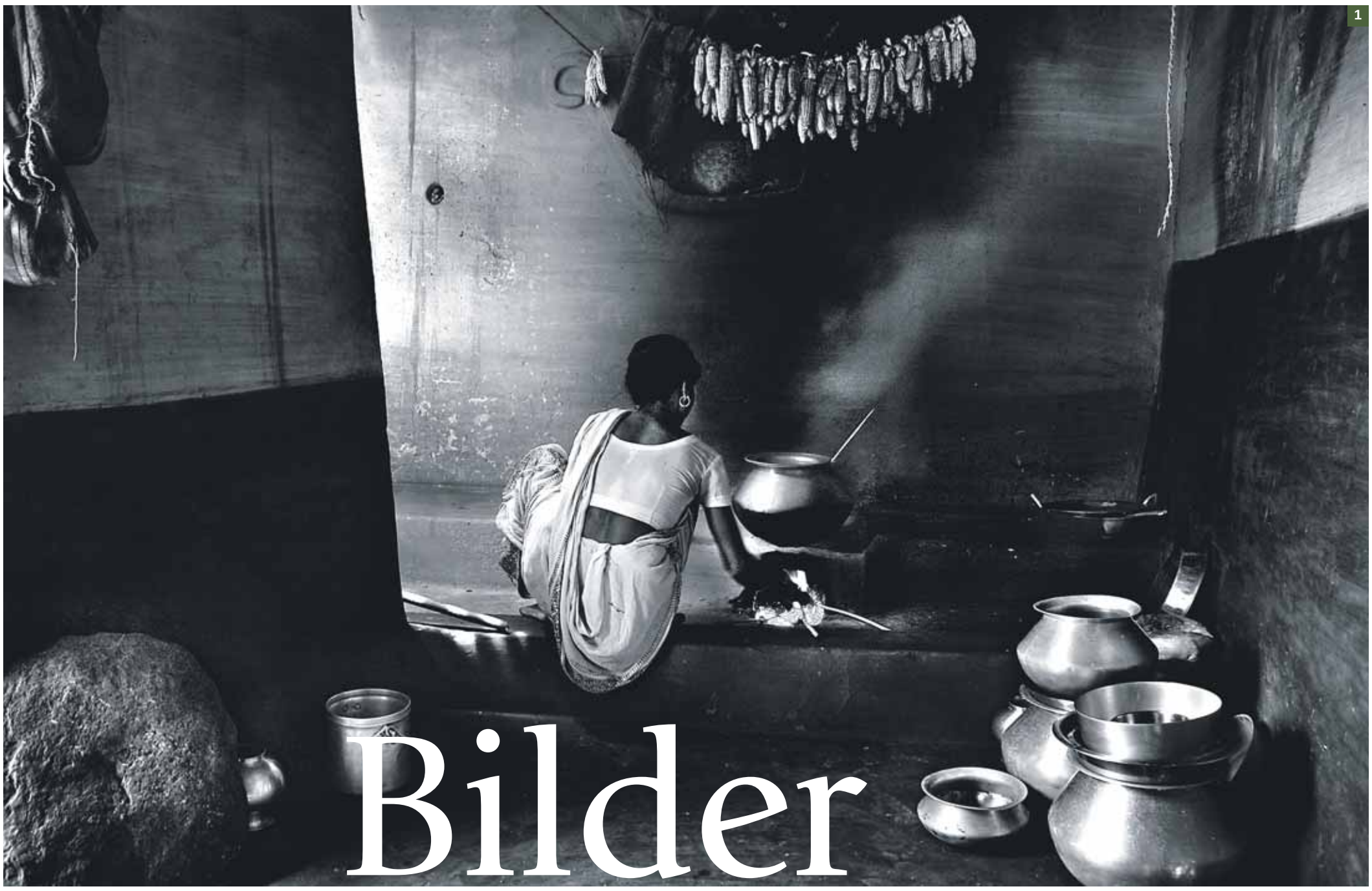
Der Wohnraum von Ibu Ahma platzt aus allen Nähten. 20 Frauen sitzen dicht an dicht im ansonsten leeren Zimmer. Sie rascheln mit Bastfäden, es riecht nach Stroh. Die Frauen knüpfen ihre Tikar, eineinhalb bis zwei Meter lange bunte Bastmatten, die Bett, Stuhl und Wandschmuck zugleich sind. Ibu Ahma leitet die Tikargruppe von Lantik. In ihrem Haus treffen sich die Frauen regelmäßig mit Ainun Mardiah vom Team der Welthungerhilfe. Zusammen entwickeln die Frauen neue Muster, verbessern die Qualität ihrer Ware und verkaufen sie systematisch. Mit den neuen Nähmaschinen und Töpfen zum Färben können die 98 Gruppen der Projektregion voll in die Produktion einsteigen.

Ähnliche Hoffnungen hegt der 55 Jahre alte Nursad. Schwer atmend stapft er über seine Kakaoplantage. Die Bevölkerung setzt nach dem Tsunami auf den Anbau von Dauerkulturen, wie Kakao, Muskatnuss oder Kokosnuss, die die Welthungerhilfe fördert. Nursad, der ehemalige Fischer, soll wegen seines Pioniergeistes Modellfarmer werden. In mehreren Kursen wird er die landwirtschaftlichen Grundlagen erwerben. Dann wird er die Bauern aus seinem Dorf anlernen. Mit Sago, Bastmatten und Kakao werden sie ihr Einkommen auf eine solide Basis stellen, den Grundstock für eine nachhaltige Entwicklung.

Constanze Bandowski arbeitet als freie Journalistin in Hamburg.

INDONESIEN

Indonesien besteht aus rund 18 000 Inseln, 6044 davon sind bewohnt. Mit 225 Millionen Menschen ist Indonesien das viertbevölkerungsreichste Land der Welt. Auf der Hauptinsel Java leben bis zu 1000 Einwohner auf einem Quadratkilometer. Die Bevölkerung wächst jährlich um circa zwei Prozent. Das Land verfügt über Erdöl, Erdgas und zahlreiche Bodenschätze und exportiert Holz, Reis, Gewürze, Kaffee, Tee, Tabak und viele weitere Produkte. Dennoch ist eines der Kernprobleme des Landes seine schlechte Wirtschaftsleistung. Die Weltbank zählt das Land zu den Staaten mit niedrigem bis mittleren Einkommen. Trotzdem bestimmt Armut das Leben vieler Indonesier: Der Rohstoffreichtum des Inselstaates kommt nur einer kleinen Gruppe zugute. Im Index der menschlichen Entwicklung (HDI 2006) liegt Indonesien auf Platz 108 von 177 Ländern. Zwar konnten bei der Bekämpfung der Armut Erfolge erzielt werden. Dennoch gelten mehr als 27 Prozent der Bevölkerung als arm, das sind rund 57 Millionen Menschen.



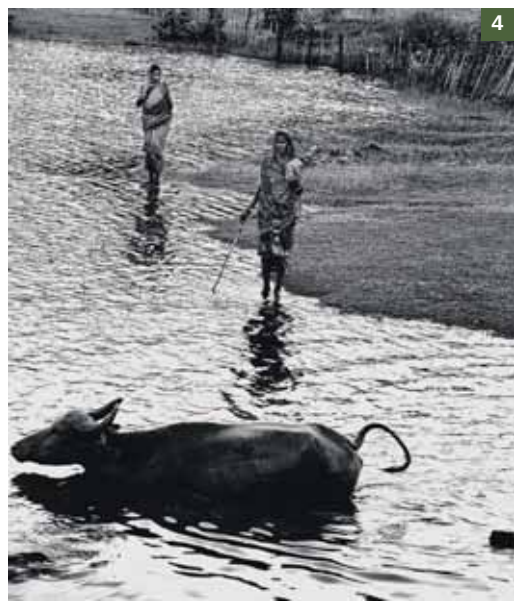
Bilder aus Indien

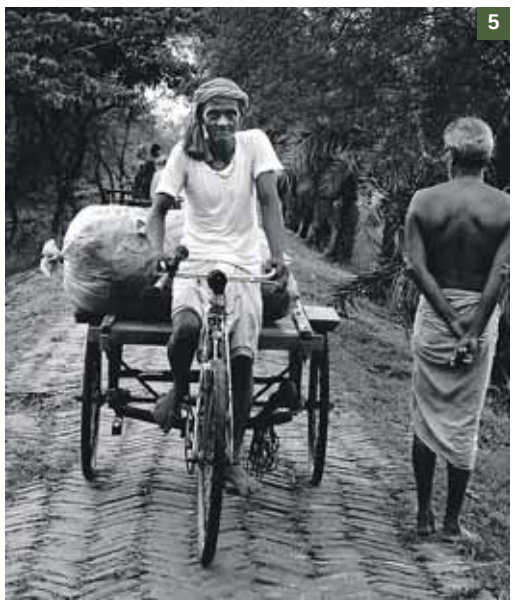
Earth Bound – Land Water People

Fotos: Clare Arni

Earth Bound – Land Water People« – so der Titel der Wanderausstellung, die von der Deutschen Welthungerhilfe und der britischen Fotografin Clare Arni präsentiert wird. Die Ausstellung war in mehreren indischen Städten zu sehen und dreht sich um die Themen Wasser, Land und Menschen in Indien. Die Schwarz-Weiß-Bilder zeigen die Arbeit der Welthungerhilfe in den indischen Bundesstaaten Karnataka, Andhra Pradesh, Orissa, Jharkhand, West Bengal und Rajasthan. Dort fördert die Hilfsorganisation mit ihren indischen Partnern den natürlichen Ressourcenschutz und die Landwirtschaft mit dem besonderen Ziel der Nachhaltigkeit. Arni fotografierte die Menschen und die Landschaften in ihrer vollkommenen Schönheit und Natürlichkeit. Die Bilder zeigen die bestehenden Probleme – aber auch den bereits erreichten Fortschritt in den weiten Gebieten, wo Armut zu mindern und Ernährungssicherheit ein Thema ist.

Eine Auswahl von 24 Bildern finden Sie unter:
www.welthungerhilfe.de/bilder-indien-ausstellung.html





1 | Diese junge Frau kocht selbst gezogenes Gemüse aus ihrem Garten. Durch neue Bewässerungsmethoden ist es den Frauen im East Singhbhum District nun möglich, eine größere Ernte zu erzielen. **2 |** Ein junger Mann mit einem selbst gebauten Regenschutz aus Blättern. **3 |** Spielrunde zur Mittagszeit: Kinder im Alter von fünf bis 13 Jahren bekommen im Alternative Education Centre aus dem Bundesstaat Orissa im Osten Indiens die Möglichkeit zu lernen. **4 |** Gelegentlich nehmen auch die Rinder ein Bad im frisch angelegten Wasserbecken, das zur Bewässerung der Gärten dient. **5 |** Ein Rikschafahrer auf dem Weg zum nächstgelegenen Markt. **6 |** Mitglieder einer Selbsthilfegruppe im Bundesstaat West Bengal laufen über einen soeben errichteten Weg.

Kein Staat zu machen

Der Bürgerkrieg in Kolumbien dauert an – Partner der Welthungerhilfe stärken die Zivilgesellschaft

WELTERNÄHRUNG: Der Krieg in Kolumbien ist noch nicht vorbei. Längst nicht alle Einheiten der Paramilitärs und Guerillas sind entwaffnet, noch immer sind Menschen auf der Flucht. Wie ist die Situation derzeit in Ihren Projekten?

JUAN VALDEZ: Tatsächlich ist genau das die Situation in unseren Projekten. In der Tat befinden sich einige der Siedlungen in einer permanenten Auseinandersetzung um die soziale und territoriale Kontrolle. Mal geht es von den Paramilitärs aus, bei anderen Gelegenheiten von den Milizen oder gewöhnlichen Kriminellen. Die Zunahme der Vertreibung durch Gewalt innerhalb der Stadtgrenzen Medellíns ist eine Folge dieses Konfliktes. Zwar hat die lokale Verwaltung einige wichtige Maßnahmen ergriffen, aber oftmals wird der Staat nicht als Konfliktregulierer anerkannt. Die bewaffneten Gruppen kämpfen um die Kontrolle und erpressen die Bevölkerung mit Waffengewalt oder schüchtern sie ein. Da es hier keine staatliche Gewalt mehr gibt, wendet sich die Bevölkerung ihrerseits an bewaffnete Gruppen als Ordnungshüter. Menschen versuchen sich anzupassen inmitten der Unruhe und Angst. In dieser Situation ist es umso wichtiger, die öffentlichen Institutionen zu stärken und zu vermitteln, um Konflikte friedlich zu lösen.

Was sind die Ziele Ihrer Organisation und wie gehen Sie bei Ihrer Arbeit vor?

Die CR – »Corporación Región para el Desarrollo y la Democracia« – ist eine gemeinnützige Nichtregierungsorganisation, die sich für das Allgemeinwohl und die Integration von Frauen und Männern einsetzt. Als Teil der Zivilgesellschaft treten wir für die Menschenrechte, den Frieden und den Aufbau eines sozialen Rechtsstaates ein. Derzeit liegt unser Schwerpunkt auf der Bildung von Bürgergemeinschaften. Unser Ziel ist es, eine politische Kultur zu schaffen, die die soziale, politische, ökonomische und kulturelle Integration jener Schichten begünstigt, die bislang vernachlässigt werden. Unsere Mittel sind Kampagnen und Öffentlichkeitsarbeit, Forschungsprojekte, die Ausbildung, Beratung und Stärkung der Jugendlichen und die Ausbildung der Bürger.

Wie kooperieren Sie mit der Welthungerhilfe?

Wir haben seit 15 Jahren sehr gute Beziehungen zur Deutschen Welthungerhilfe. Die Unterstützung ist vielfältig: So erhalten wir zum einen finanzielle Hilfe für unsere Projekte, wir bekommen politische Unterstützung und nicht zuletzt fachliche Beratung zur Verbesserung unserer Planungs-, Monitoring- und Evaluierungsprozesse.

Welche Möglichkeiten haben Sie, durch politische Arbeit Einfluss zu nehmen?

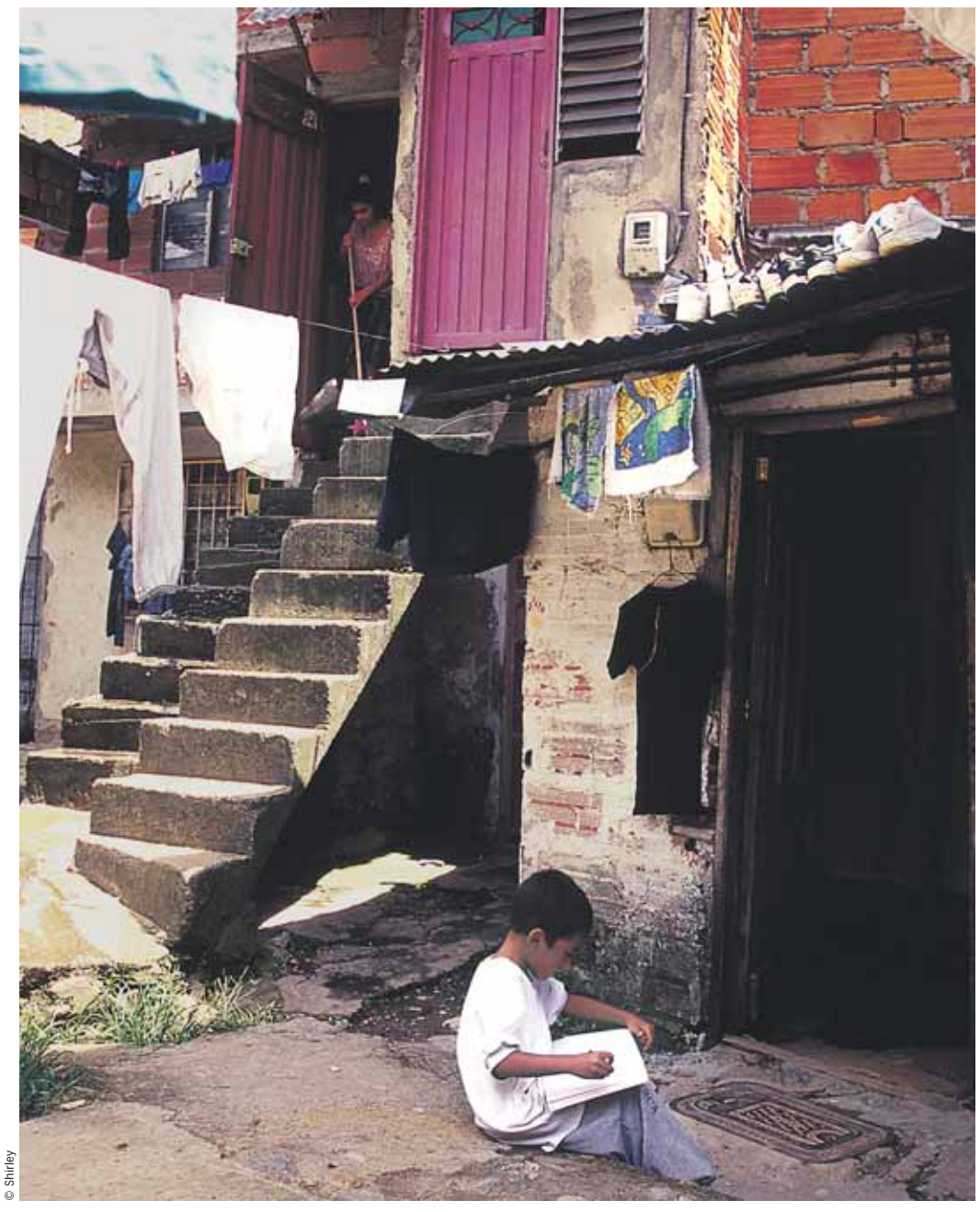
Die Ursachen der gewaltsamen Vertreibung liegen in der Struktur des Staates und seiner Geschichte. Daher sind unsere Möglichkeiten auf Präventionsmaßnahmen begrenzt. So versuchen wir zu verhindern, dass es überhaupt zu Vertreibung kommt. Trotzdem betrachten wir es als unsere Aufgabe, über die Situation aufzuklären und politischen Druck zu erzeugen. Wir versuchen die Menschen davon zu überzeugen, dass nicht die vertriebene Bevölkerung das zentrale Problem ist, sondern die gewaltsame Vertreibung.

Zum Teil sind ihre Projekte sozial sehr heterogen. Wie vermeiden Sie Konflikte?

Unsere Projekte spiegeln die soziale Vielfältigkeit unserer Stadt und unseres Landes wider. Paradoxerweise ist es so, dass nicht die Konflikte zwischen den unterschiedlichen sozialen Klassen die schlimmsten sind, sondern die zwischen den verschiedenen armen Gruppen. Die schwarze Bevölkerung leidet am meisten unter der gewaltsamen Vertreibung. Es gibt Auseinandersetzungen um den Zugang zu Ressourcen oder zu staatlichen Programmen mit der schon länger ansässigen Bevölkerung, die auch arm ist, aber sich nicht mehr als Vertriebene verstehen. Wir verfolgen mit unserer Arbeit drei Strategien: Wir versuchen, das soziale Netz zu flicken und Vertrauen untereinander herzustellen, dann thematisieren wir die Konflikte in den Bildungsprogrammen, die wir anbieten, und drittens suchen wir immer nach Möglichkeiten, wie die Vertriebenen und die Ansässigen an einem Strang ziehen können, zum Beispiel bei der Stadtplanung.

Juan Valdez ist Programmdirektor der kolumbianischen Nichtregierungsorganisation »Corporación Región para el Desarrollo y la Democracia«. Der langjährige Partner der Welthungerhilfe fördert den Wiederaufbau sozialer Strukturen in Kolumbien, wo noch immer Rebellen und bewaffnete Gruppen regieren.

© DWHH



© Shirley

Schwierige Bedingungen: Die Armut der Familien ist ein zentrales Problem in Kolumbien.

Kinder und Jugendliche gehören in extrem hohe Zahl zu den Opfer von massiver Gewalt. Was sind die Gründe?

Die Armut der Familien ist ein zentrales Thema. Viele der heutigen Probleme sind auf das niedrige Einkommensniveau und die geringe Schulbildung der Familien zurückzuführen. Viele der Kinder und Jugendlichen müssen arbeiten, statt zur Schule zu gehen. Die Politik ist weit davon entfernt, das Recht auf Schulbildung zu garantieren. Kolumbien ist eines der vier Länder in Lateinamerika, in denen die Schüler der Primarschulen nach wie vor Geld zahlen müssen.

Außerdem hat sich der kolumbianische Arbeitsmarkt stark verschlechtert. So wächst der Druck auf die Jugendlichen zwischen 18 und 23 Jahren, da sie nicht weiter lernen, sondern auf der permanenten Suche nach Einkommen sind, mit denen sie ihre Familie unterstützen oder ein Studium bezahlen können. Die Gewalt, die Jugendliche erfahren, ist vielfältig. Sie werden von den bewaffneten Gruppen zwangsrekrutiert, sie werden Opfer sexueller Straftaten oder Misshandlungen.

Paramilitärs, Guerillas, Drogenmafia – wie hoch ist das Bedrohungspotenzial für Sie und Ihre Mitarbeiter?

Im Verlauf unseres 17-jährigen Bestehens gab es sehr schwierige Momente. Aber »Corporación Región« hat sich stets als sozialer und politischer Akteur betrachtet mit Beziehung zu Randgruppen ebenso wie zu sozialen und politischen Sektoren der Stadt und des Landes – ohne organisatorisch oder ideologisch von irgendwem abhängig zu sein. Wir machen deutlich, dass wir nicht mit Waffen für unsere Ziele kämpfen. In einem Staat wie Kolumbien richten sich die Drohungen weiter gegen Organisationen wie unsere, aber wir haben entschieden, weiterzumachen, mit Vorsicht zwar, aber stets unter Achtung unserer ethischen und politischen Prinzipien.

Was wünschen Sie sich von der internationalen Gemeinschaft?

Es gibt einen zentralen Punkt: Kolumbien hat seine gravierenden strukturellen Probleme noch nicht gelöst. Und das ist nur möglich, wenn wir mit internationaler Unterstützung rechnen können. Dabei betone ich, dass finanzielle Mittel sehr wichtig sind, aber dass es einer entschiedenen politischen Unterstützung bedarf, um die Existenz eines sozialen Rechtsstaates zu garantieren. Derzeit sind diese rechtsstaatlichen Strukturen in Kolumbien kontinuierlich bedroht.

Das Interview führte Gunnar Rechenburg, freier Journalist in Köln. Übersetzung: Brigitte Kappes, Mitarbeiterin der Welthungerhilfe in Bonn.

FILMTIPP

»No matarás – Töte nicht!«

»No matarás – Töte nicht!« – weder dich selbst mit Drogen noch andere im Streit, lautet die Botschaft der »Corporación Región«, Projektpartner der Deutschen Welthungerhilfe in Medellín, Kolumbien. Sie richtet sich an die Jugendlichen der Stadt. »Wenn du arm bist und keine Kohle hast, dann steckst du schon voll drin«, sagt einer von ihnen im Film. Voll drin heißt: in einer der Jugendgangs von Medellín, im Drogenkonsum, im Strudel der Gewalt. Der Film zeigt, wie die »Corporación Región« versucht, gemeinsam mit den Jugendlichen Wege aus der Gewaltspirale zu entwickeln.

Der Film ist als VHS oder DVD kostenlos entleihbar unter info@welthungerhilfe.de, oder per Telefon: (0228) 22 88-127.

KOLUMBIENS TÄGLICHE KÄMPFE

Seit 1983 ist Kolumbien Schauplatz brutaler bewaffneter Konflikte zwischen Guerillagruppen, staatlichen Sicherheitskräften, Drogenmafia, Milizen und Paramilitärs. Es ist seit 1899 der fünfte Bürgerkrieg in dem südamerikanischen Land. Nach einer groß angelegten Demobilisierungskampagne zwischen 2003 und 2006 herrscht derzeit teilweise Ruhe – die Zivilbevölkerung leidet dennoch unter dem täglichen Terror der verfeindeten Gruppen.

Besonders betroffen von den Auseinandersetzungen um politische Macht und Vorherrschaft auf dem Drogenmarkt ist die Provinz Antioquia im Nordwesten Kolumbiens. Rund 400 000 Zivilisten sind in den vergangenen Jahren geflohen, die meisten von ihnen Kleinbauern. Sie haben Zuflucht in den großen Städten gesucht, vor allem in Medellín, der Distrikthauptstadt. Diese war in den 80er- und 90er-Jahren Zentrum des weltweiten Kokainhandels und wurde vom sogenannten Medellín-Kartell regiert. Seit 1993 unterstützt die Welthungerhilfe die Nichtregierungsorganisation »Corporación Región para el Desarrollo y la Democracia«. Im Mittelpunkt ihres Engagements steht vor allem die Hilfe für die Vertriebenen und die Friedensarbeit.

FRIEDENSPREIS

Die Bremer Stiftung »Die Schwelle« wird im Herbst 2007 den Bremer Friedenspreis an unseren anderen kolumbianischen Partner »Conciudadanía« vergeben, der für seine beispielhafte Friedensarbeit ein Preisgeld in Höhe von 5000 Euro erhält. Die Deutsche Welthungerhilfe arbeitet schon seit 1993 mit der Organisation zusammen. Die Arbeit von »Conciudadanía« richtet sich besonders an lokale Organisationen und Zusammenschlüsse von Bürgerinnen und Bürgern.

Mehr Informationen unter: www.dieschwelle.de.

Weggehen? Ja, aber nicht für immer!

Jobs gibt es nur in den Städten und im Ausland – Facetten der Migration in Burkina Faso

© Ehmann

Bitte festhalten: Günstig reisen ist in Afrika oft eine abenteuerliche Angelegenheit.

Der Kontrast zwischen städtischer und ländlicher Gegenwart war in Afrika schon immer frappierend. Hier die Großstadt mit schicken Neubauvierteln – dort Dörfer in Lehmbauweise. Eine Folge von dieser Entwicklung waren Migrationsbewegungen in die Großstädte oder sogar außer Landes. Auch Burkina Faso erlebte diese Entwicklung in den letzten Jahren.

Von Thorsten Ehmann

Die jungen Männer im Dorf Lemnogo, knapp 50 Kilometer nördlich der burkinischen Hauptstadt Ouagadougou, schütteln einmütig den Kopf. Nach Europa für immer? Das kann sich hier im Kreis von gut 30 Jugendlichen, die sich im Rahmen einer Sozialstudie der Universität Kassel versammelt haben, auf die gestellte Frage, ob man denn dauerhaft sein Dorf verlassen möchte, keiner vorstellen. In Lemnogo haben mehr als die Hälfte der befragten Jugendlichen die nahe Hauptstadt noch nie besucht, ebenso wie die meisten der Alten. Den Bedarf hierfür gab es scheinbar kaum, denn im Lebenskontext der bäuerlichen – und nicht nur – afrikanischen Gesellschaft, war bei recht geringer Mobilität sonst alles weitgehend im Lot. Doch die Zeiten haben sich geändert. Wie flächendeckend verteilte Ausrufezeichen werden Handymasten an den Dorfrand gesetzt und künden weithin sichtbar von dieser Zeitenwende.

Binnenmigration als Normalität

Die großen Kapitalgesellschaften sind auch im Sahel angekommen und schüren Begehrlichkeiten. Allerdings bleiben Sie kaum zugänglich für die bäuerliche Gesellschaft, die in Burkina Faso zu 90 Prozent Landwirtschaft nur für den Eigenbedarf betreibt. Traditionell reisten viele junge Männer als Saisonarbeiter an die Côte d'Ivoire (Elfenbeinküste), um auf meist Kakao-, Kaffee- oder Zuckerrohrplantagen während der burkinischen Trockenzeit Geld zu verdienen. So auch Joel Birba aus dem Dorf Nakamtenga. Viele Kinder, keine Rücklagen für Anschaffungen oder die Gesundheitsversorgung, unsichere Ernten – all das trieb Joel an, in Richtung Côte d'Ivoire aufzubrechen. Aus dem geplanten Saisonaufenthalt wurden Jahre mit einzelnen Heimatbesuchen. Viel Geld konnte Joel dennoch nicht anhäufen. Nach seiner Rückkehr arbeitete er als Hausangestellter und Nachtwächter bis vor zehn Jahren in der nahen Provinzhauptstadt und hatte ein festes Monatsgehalt von umgerechnet fast 50 Euro. Das seien seine wirtschaftlich besten Zeiten gewesen, stellt er überzeugt fest. Nun ist er wieder in seinem Dorf Nakamtenga, lebt vorwiegend von der Landwirtschaft und dem Verkauf von Mofa-Ersatzteilen. Der Kontrast zwischen städtischer und ländlicher Gegenwart war in Afrika schon immer frappierend. Während urbane Zentren, wie die burkinische Hauptstadt Ouagadougou, ihre städtebaulichen und sozialen Strukturen stark veränderten und mit modernen Innenstädten, Industrie- oder schicken Wohnvierteln aufwarten, bleiben die Dörfer äußerlich fast unverändert: überwiegend Lehmbauweise, nicht mechanisierte Landbewirtschaftung, traditionelle Gesellschaftsaufteilungen im Dorf.

Heer von Gelegenheitsarbeitern

Da mag es nicht verwundern, dass es vor allem junge Menschen in pulsierende Hauptstädte zieht. Ouagadougou zählt mittlerweile etwa 1,2 Millionen Einwohner. Doch wer hier ohne Ausbildung landet oder nicht über die eine oder andere »gute Beziehung« verfügt, der reiht sich ein in das Heer der Gelegenheitsarbeiter ohne große Perspektiven. Schuhe putzen, Autos bewachen, ambulanter Verkauf von Billigprodukten – das sind die Einsteiger- und oft auch Absteigerjobs einer zunehmend rauen Realität.

Überhaupt scheint das »Blut« in den Adern Ouagadougous immer schneller zu pulsieren. Politische Spitzentreffen, Wirtschaftsgipfel, internationale Konferenzen, die bedeutenste afrikanische Kunsthandwerkermesse, die Tour de Faso, das wichtigste afrikanische Radsportereignis, und auch die panafrikanischen Filmfestspiele FESPACO – all das hat diese Stadt zu einem bedeutenden Drehkreuz in der Region gemacht. Doch das wirft lange Schatten. Fast zehn Kilometer entfernt vom Stadtkern Richtung Osten, wo in der Peripherie dorfähnliche Wohnstrukturen, aber keinesfalls Slums anzutreffen waren, wurde Ende der 1990er-Jahre »abgeräumt« und »Ouaga 2000« aus dem Boden gestampft. Die Siedlung ist eine Mischung aus Konferenzsälen und Villen. Würde man nicht dem Müllmann begegnen, der mit seiner Eselskarre die Abfälle sammelt, könnte man sich in Europa oder sonst irgendwo vermuten – nur nicht in Burkina Faso.

Falsche Bilder

Zwar profitiert der langjährige Präsident Blaise Compaoré von der Reputation, ein politisch und sozial recht stabiles Land zu regieren. Doch abseits der mit Fähnchen geschmückten und von Frauen in Nachtarbeit mit der Hand geschrubbten Hauptstraßen zeigen sich klare Tendenzen. Als verschlafene Nachzüglerin schafft auch die Hauptstadt des nach UN–Statistiken weltweit viertärmsten Landes Fakten, die in anderen afrikanischen Metropolen je nach Wirtschaftskraft und Entwicklungsstand längst bittere Realität sind. Ganze Wohnviertel werden eingeebnet, um modernen Etagenbauten Platz zu machen. Das große Reinemachen verdrängt die Schwachen. Ohne Sozialplan wachsen irgendwo draußen die Gettos, das Sammelbecken vieler, die kamen, um ihr Glück zu machen. Dabei gibt es kaum jemanden, der Burkina aus ökonomischen Gründen wirklich fluchtartig verlassen würde. Medien und Politik bedienen sich dennoch viel zu oft klischeehaft an der Geschichte vom afrikanischen »Armutsflüchtling«: Ihr karges Land hätten sie verlassen, weil die Böden ausgelaugt seien und nichts mehr hergäben. Bilder untermauern das Gesagte, schüren Ängste und lassen eine »Festung Europa« politisch durchsetzbar erscheinen. Dabei wissen auch die meisten Burkiner, dass man viele Euros braucht, um Schlepperbanden zu bezahlen, um Grenzer zu bestechen. Und sie kennen die Gefahren. Es sind die wenigsten, die das alles auf sich nehmen würden, auf sich nehmen können.

Potenziale nutzen

Durch gute Regierungsführung, der vielfach geforderten »bonne gouvernance«, könnten die Voraussetzungen geschaffen werden, die es den Menschen erlauben, realistische Perspektiven zu entwickeln, teilzuhaben an dem, was man Entwicklung nennt. Nicht als Beobachter, sondern als Mitgestalter. Die Voraussetzungen sind in Afrika prinzipiell gut. Die Menschen sind stolz auf ihre Länder, auf ihre Kulturen, auf ihre sozialen Netze. Sie schätzen ihre Kommunikationsweisen. Sie wollen nicht weg um jeden Preis, aber sie wollen auch nicht auf ihre Armut reduziert werden. Sie wollen gerechte Chancen und Arbeit mit einem menschenwürdigen Auskommen. An dieser Stelle sind die reichen Industrienationen besonders gefordert. Die Stärkung nationaler Kompetenzen in afrikanischen Ländern und gerechter Welthandel sind langfristig ökonomisch weitaus sinnvoller, als das Bauen und die permanente Überwachung von Grenzwällen.

Thorsten Ehmann ist freier Journalist in Mühlheim am Main.

© Ehmann

Lehmziegelherstellung: Eine saisonale, bescheidene Einnahmequelle für junge Männer auf dem Land.

BURKINA FASO

Rund 13 Millionen Menschen leben im westafrikanischen Burkina Faso in der Sahelzone. Weitere drei Millionen Burkiner leben in Nachbarstaaten. Das Binnenland ist mit 274 000 Quadratkilometern fast so groß wie Deutschland ohne Bayern. Nach Angaben der Vereinten Nationen stand Burkina Faso 2006 auf Platz 174 von 177 Ländern des Human Development Index. Im weltweiten Vergleich sind demnach nur Mali, Sierra Leone und Niger weniger entwickelt. Die Armut trifft alle Lebensbereiche und drückt sich insbesondere in einer geringen Lebenserwartung (43 Jahre), in einer hohen Sterblichkeit von Kleinkindern, in einer hohen HIV/Aidsrate, in einer geringen Kaufkraft pro Einwohner und einem kleinen Anteil der Bevölkerung mit formaler Schulbildung aus. Etwa 61 Prozent der Bevölkerung muss mit weniger als umgerechnet einem US-Dollar pro Tag auskommen. Politisch befindet sich Burkina Faso in einer relativ stabilen innen- und außenpolitischen Situation. Die demokratische Republik pflegt enge Beziehungen zur ehemaligen Kolonialmacht Frankreich.

FILMTIPP

Afrika total normal –
Jugendliche in Mali und Burkina Faso

Wie leben eigentlich Jugendliche in Westafrika? Antworten geben das Riesenposter »Afrika total normal« und ein dazugehöriges Materialheft. Jugendliche und ihr Alltag im Dorf und in der Stadt, ihre Hobbys, ihre Träume und Sorgen werden in vielen Fotos und Texten lebendig. Die Wandzeitung ist einzeln gegen eine freiwillige Schutzgebühr von 1,50 Euro oder im Set mit einem Materialheft (5 Euro) mit vielen Anregungen und Hintergrundinformationen zu beziehen. Beides ist für den Unterricht ab Sekundarstufe I und auch für die Jugendarbeit geeignet.

Bestellungen unter:
Telefon: (0228) 22 88-134,
oder per Mail: info@welthungerhilfe.de.

Mit Wissen gegen Aids

Partner aus Europa und Afrika setzen sich für Aufklärung und eine bessere medizinische Versorgung der Betroffenen ein

HIV und Aids geht alle an. Im Rahmen der Kampagne »Virus Free Generation« trafen sich im März vier Repräsentanten der afrikanischen Aidshilfe, um in Europa mit Jugendlichen und Politikern über die negativen Auswirkungen der Epidemie zu sprechen. Denn nur wenn weltweit begriffen wird, welche unterschiedlichen Ursachen und Folgen das Virus hat, kann in Zukunft eine »virusfreie Generation« entstehen.

Von Katrin Schilling

Mehr als 27 Millionen Menschen südlich der Sahara sind mit HIV infiziert, etwa die Hälfte von ihnen sind Kinder und Jugendliche. Hope Christians (Namibia), Elizabeth Tarira (Simbabwe), Phindile Tulisa Temperance (Südafrika) und Mac Bain Mkandawire (Malawi) kommen aus unterschiedlichen Fachgebieten der Aidshilfe, aber sie verfolgen einen gemeinsamen, einen grundlegenden Ansatz: Wissen vermitteln und dadurch Verhalten ändern.

Alle vier sind Mitarbeiter von Partnerorganisationen der Alliance2015, einem Zusammenschluss sechs europäischer Hilfsorganisationen, darunter auch die Deutsche Welthungerhilfe. Im Herbst 2006 wurde die Kampagne »Virus Free Generation« von der Alliance2015 ins Leben gerufen. Sie soll junge Menschen südlich der Sahara und in Europa motivieren, sich mit der Problematik auseinanderzusetzen, aktiv zu werden und auf politische Entscheidungsträger einzuwirken. Ein wichtiges Ereignis für die Kampagne war die Reise der Aidshelfer durch Europa. Sie kamen in vier der sechs Alliance2015-Länder: Tschechien, Italien, die Niederlande und Deutschland. Auftakt der Tour war das »One World«-Filmfestival in Prag. Hier fand das Finale des Kreativwettbewerbs statt, den die Kampagne Ende 2006 ausgerufen hatte. Zahlreiche Jugendliche aus den Ländern der Alliance2015 hatten sich künstlerisch mit dem Thema HIV und Aids auseinandergesetzt. In den folgenden Wochen besuchten die vier Afrikaner verschiedene Schulen und führten Gespräche mit Politikern. In Deutschland trafen sie den saarländischen Bundestagsabgeordneten Dr. Karl Addicks und Ute Koczy, Entwicklungspolitische Sprecherin der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen.

»Unser Ziel ist, Ideen auszutauschen, damit wir die Epidemie gemeinsam bekämpfen können«, sagt Phindile Tulisa Temperance (21). Sie arbeitet als Beraterin im »Hillcrest AIDS Centre Trust« in Durban (Südafrika), einer Partnerorganisation der Deutschen Welthungerhilfe. In der Beratung spricht sie mit infizierten Jugendlichen und Kindern, die ihre Eltern durch das Virus verloren haben. Häufig können sie mit ihren Verwandten und Bekannten nicht über Sex und HIV/Aids sprechen. Nicht einmal über den Tod der eigenen Eltern. Die Tabuisierung ist ein großes Problem. Die Hauptgründe für die Geheimhaltung der Krankheit sind fest in den Alltag verankerte Traditionen und die Angst vor Diskriminierung und Isolierung. Durch Gespräche sollen die Jugendlichen lernen, dass sie offen über Sex, das HI-Virus und die Krankheit Aids reden können und müssen.

Ein offenes Gespräch zu führen ist allerdings mit Mädchen meistens einfacher als mit Jungen, weiß Mac Bain Mkandawire (43). Er gründete 1997 die Organisation »Yoneco« (Zomba, Malawi), heute eine der stärksten Jugendbewegungen des Landes. Um bei den Jugendlichen Gehör zu finden, organisiert er Veranstaltungen, in denen es nicht vorrangig um Aufklärung geht. Zum Beispiel Sporttage für Jungen und Mädchen. »Jungen sehen Sex oft als einzigen Weg, um mit Mädchen in Kontakt zu kommen«, sagt er. Durch gemeinsame Aktivitäten wie Sport will er Alternativen aufzeigen, damit sie früh einen anderen Umgang miteinander kennenlernen.

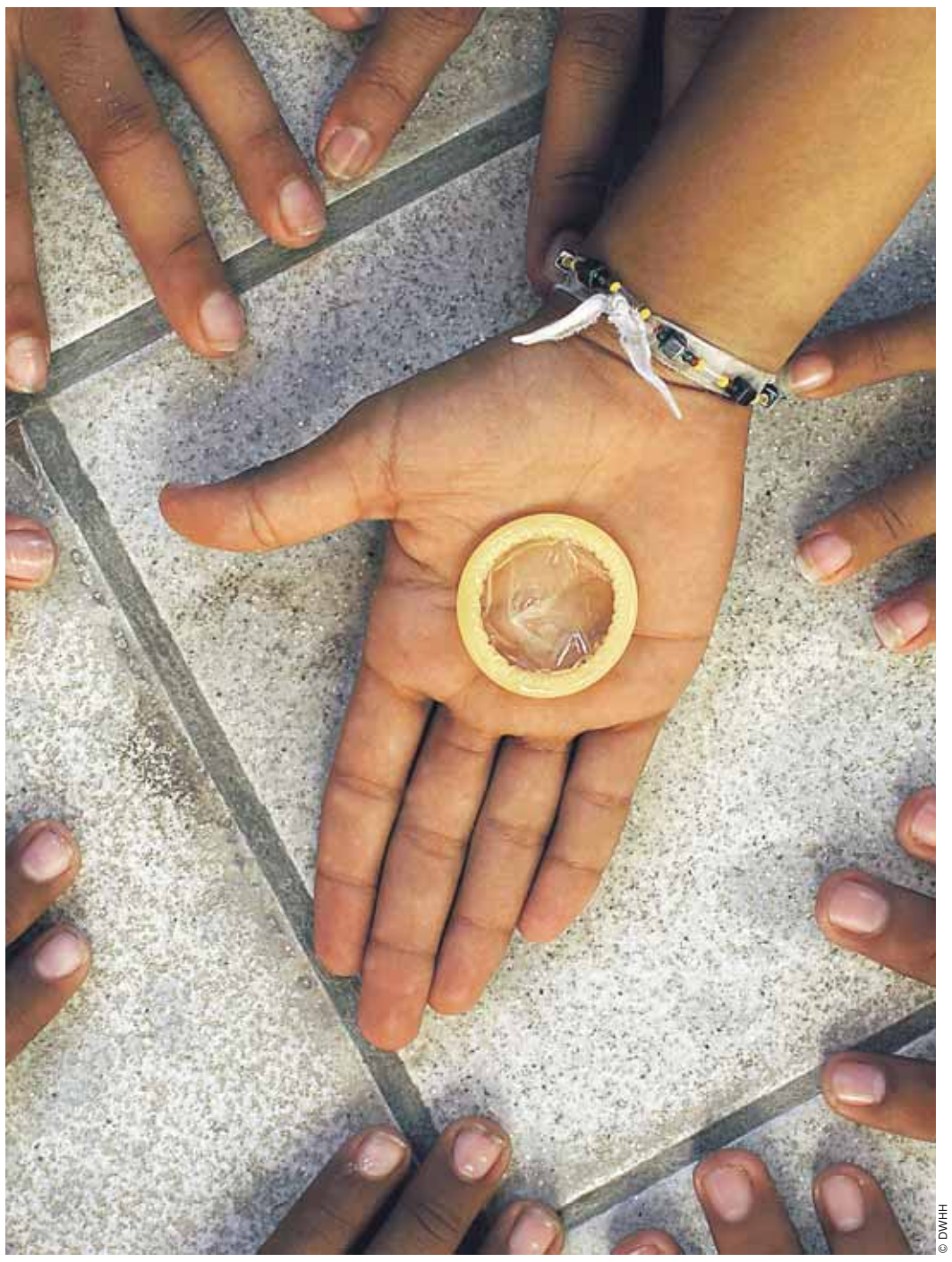
Jungen Frauen wollen sie dabei helfen, ihr Selbstbewusstsein zu stärken. Sie sollen verstehen lernen, dass sie geliebt werden können, auch wenn sie nicht mit dem Mann schlafen, den sie treffen. Oft werden junge Frauen von ihrem Partner alleingelassen, wenn sie ein Kind erwarten oder sich mit HIV infiziert haben. Ein Angebot der tschechischen Partnerorganisation »People in Need« ist ein Näherinnen-Workshop in Keetmanshoop (Namibia), um jungen Frauen in genau dieser Situation Arbeit zu geben. Es soll unter anderem verhindert werden, dass sie in Abhängigkeit zu älteren Männern (sogenannten »sugardaddies«) geraten, die sie gegen Sex finanziell aushalten.

Hope Christians (59) leitet diesen Workshop. Und sie macht viel mehr: Während sie mit den 42 Mitarbeiterinnen am Nähtisch steht, achtet sie auf das persönliche Verhalten der Frauen, denn sie will mitbekommen, wenn eine der Näherinnen in Schwierigkeiten ist. »Ich merke, dass etwas los ist, wenn eine der Frauen sich aggressiver verhält als sonst oder wenn sie anfangen zu trinken«, erzählt die ehemalige Englischlehrerin. Die Frauen brauchen ihre Hilfe, sie haben Sorgen und Ängste, die sie allein nicht bewältigen können. »In Namibia gibt es ein anderes Wort für Aids, es heißt dabade«, erzählt Hope Christians. Man kann es sngemäß mit »Hilf mir weiter« übersetzen. Die Kampagne »Virus Free Generation« macht sich für Prävention und Aufklärung stark und fordert, den Zugang zu Medikamenten zu erleichtern. Elizabeth Tarira (56) arbeitet seit 25 Jahren als Ärztin, heute in einem Krankenhaus in der Nähe von Harare (Simbabwe). Trotz der medizinischen Fortschritte hat sie immer wieder das Gefühl, auf der Stelle zu treten, da sie zu wenige Medikamente vorrätig hat.

»Schuld an der schlechten medizinischen Versorgung sind zum einen die Patentrechte der Pharmaindustrie. Sie schränken den dringend nötigen Zugang zu den Medikamenten sehr ein. Zum anderen fehlt in den Entwicklungsländern häufig eine funktionierende Infrastruktur, sodass die Arzneimittel schließlich nicht dorthin gelangen, wo sie benötigt werden«, erklärt Anna Bergman, Koordinatorin der Kampagne »Virus Free Generation« bei der Deutschen Welthungerhilfe. Täglich muss Elizabeth Tarira daher entscheiden, wen sie medizinisch versorgen kann und wer warten muss.

Ende Mai fand in Berlin eine Konferenz mit Experten aus der internationalen Aidshilfe für Jugendliche aus Europa statt. Die Teilnehmer diskutierten mit den Fachleuten über Probleme und Lösungswege in der HIV- und Aidsarbeit. »Ob der Kampf gegen die Epidemie eine Chance hat, hängt entscheidend vom Verhalten und dem Mitgestalten der jungen Menschen ab«, so Anna Bergman.

Katrin Schilling ist Mitarbeiterin der Welthungerhilfe in Bonn.



© DWHH

Prävention: Die Kampagne »Virus Free Generation« setzt sich für die weltweite Bekämpfung von HIV/Aids ein.

© Warkalla

Elizabeth Tarira: Die Aktivistin arbeitet seit 25 Jahren als Ärztin, heute in einem Krankenhaus in der Nähe von Harare in Simbabwe.

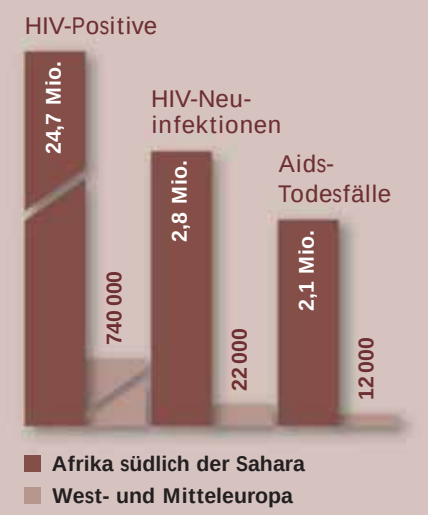
Hope Christians: Die 59-Jährige leitet den Workshop der Organisation »People in Need« für Frauen in Schwierigkeiten in Namibia.

Mac Bain Mkandawire: Er gründete 1997 die Organisation »Yoneco« (Zomba, Malawi), heute eine der stärksten Jugendbewegungen des Landes.

Phindile Tulisa Temperance: Sie arbeitet im »Hillcrest AIDS Centre Trust« in Durban (Südafrika), einer Partnerorganisation der Welthungerhilfe.

HIV UND AIDS

HIV- und Aids-Statistik 2006



Quelle: www.unaids.org

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.virusfreegeneration.eu/de/
www.alliance2015.org
www.welthungerhilfe.de.

Überleben ohne Mohn

In den Bergregionen des militärisch abgeschirmten Myanmar benötigen ehemalige Opiumbauern neue Einkommensquellen

© Tesche

Leben im Hochland: Im kargen Hochland müssen die Menschen landwirtschaftliches Wissen neu erwerben.

© Tesche

Abgelegen: Nur zu Fuß zu erreichen ist das Dorf Sholo. Hier leben die Wa, eine von 135 Ethnien im Land.

Myanmar – das ehemalige Birma – wird durch eine Militärregierung politisch abgeschottet. Die relativ unabhängige Wa-Sonderregion im nördlichen Shan-Staat hat seit 20 Jahren ein Waffenstillstandsabkommen mit der Regierung. Die nahe Grenze der Sonderregion zur Volksrepublik China und zu Laos und Thailand ist Teil des Goldenen Dreiecks, der Gegend, in der der Opiumhandel bis vor Kurzem die Haupteinnahmequelle war. Doch seit zwei Jahren ist der Mohnanbau unter Androhung der Todesstrafe verboten.

Von Sabine Tesche

Was für die allgemeine Menschheit sicher eine Erleichterung ist, bedeutet für die einfachen Bauern der Gegend ein wirtschaftliches Desaster. »Wir sind hier, um eine humanitäre Katastrophe der Bauern zu verhindern«, sagt der Projektleiter der Welthungerhilfe, Ralph Gust-Frenger. Das Rauschgift hat die Bauern nicht reich gemacht, doch es hat ihnen ihr Überleben gesichert. »Die eine Hälfte des Jahres haben wir von unserem angebauten Reis gelebt, die anderen sechs Monate haben wir unser Essen von den Einnahmen der Mohnernte gekauft. Wir hatten rund 300 Dollar im Jahr, davon konnten wir uns auch Kleidung kaufen. Jetzt weiß ich nicht mehr, wie ich meine Kinder ernähren soll«, erzählt Tasan (56). Dennoch wünscht er sich den Mohn nicht zurück. »Es gab hier zu viele Opiumsüchtige«, sagt er. Fast jede der 20 Familien in seinem Wa-Dorf Sholo hat unter den negativen Folgen des Rauschgifts gelitten.

Das Dorf Sholo liegt weit abgelegen auf einem Berg und ist nur zu Fuß zu erreichen. Es gibt keinen Zugang zu sauberem Wasser, keine Latrinen, keinerlei Hygiene. Durchfälle und Malaria sind hier die Haupttodesursachen. Der Boden ist in dieser Gegend nicht sehr fruchtbar und die Hänge durch ihre Steilheit mühsam zu bewirtschaften, wirklich gut gedeiht hier nur der Schlafmohn.

»Die Menschen haben vorher schon unterhalb der Armutsgrenze von einem Dollar pro Tag gelebt, jetzt sind sie vollkommen mittellos. Sie haben kaum Nahrung für sechs Monate, fast alle in der Region sind unter- und mangelernährt. Fleisch gibt es höchstens zweimal im Jahr. Ab Mai gehen sie in den Wald und graben Wurzeln aus«, sagt Ralph Gust-Frenger. Der 47-Jährige ist studierter Landwirt und hat vorher schon in Laos und Nordkorea gearbeitet. Die Welthungerhilfe, die von der Europäischen Kommission finanziell unterstützt wird, leistet im Wa-Gebiet für rund 6000 Menschen aus 30 Dörfern eine Mischung aus Nothilfe und Entwicklungsarbeit. Sie baut gemeinsam mit den Dorfbewohnern Schulen, Trinkwasserstellen und Straßen. Die Bauern bekommen für ihre Arbeit pro Tag und Person drei Kilogramm Reis ausgeteilt. »Essen für Arbeit« nennt sich das Programm, das den Bauern zum einen ihren Stolz lässt und sie zum anderen lehrt, sich als Gemeinschaft zu entwickeln. »Wir verteilen außerdem Saatgut für Mais, Sojabohnen, Weizen und Sonnenblumen. Wir versuchen den Anbau von Kartoffeln und Früchten, doch wie das geht, müssen wir den Wa von Grund auf in Kursen beibringen«, sagt Gust-Frenger. Mehr als 97 Prozent der Wa sind Analphabeten, viele von ihnen sprechen nur ihren Dialekt, obwohl Birmanisch als auch Shan im Shan-Staat die gebräuchlichen Sprachen sind. »Selbst unsere birmesischen Mitarbeiter haben Schwierigkeiten, sich mit den Wa zu verständigen«, sagt der Projektleiter.

Es herrscht ein eklatanter Mangel an landwirtschaftlichem Wissen, Bildung und sauberem Wasser.

Die Wa sind eine von rund 135 Ethnien in Myanmar. Ihre Unabhängigkeit bezeugt das als stolz und wild geltende Volk mit einer eigenen Verwaltung und indem es nur chinesische Yuan statt der myanmarischen Währung Kyat zulässt. Bis in die 1970er-Jahre waren die Wa Kopfjäger. Tasan und seine Frau Eang (43) haben gerade unter Anleitung von Welthungerhilfe-Mitarbeitern ihre Felder in Terrassen für Nassreis umgewandelt. Nassreis ermöglicht bis zu zwei Ernten jedes Jahr, ist auf Dauer effektiver und weniger arbeitsaufwendig. Üblich ist in dieser Gegend jedoch der Anbau von Hochlandreis. Dazu wird ein Feld gerodet und abgebrannt, dann werden Löcher gegraben und der Reissamen eingestreut. Nach nur einer Ernte ist das Feld für mehrere Jahre unbrauchbar. Die Bauern müssen sich also jedes Jahr ein neues suchen. »Der Hochlandreis wird oft durch Unwetter und Erosionen weggeschwemmt, dann haben die Bauern noch weniger zu essen, deswegen propagieren wir Nassreis«, sagt Entwicklungshelfer Gust-Frenger. Da Bauer Tasan als einziger in dem 100-Seelen-Dorf für zwei Jahre zur Schule ging, wird er zudem im nächsten Monat einen Kursus in elementarer Mathematik besuchen. Er soll zum Buchhalter des Dorfes ausgebildet werden und an dessen Entwicklung mithelfen. Auch für die Teilnahme am Training wird er Reis bekommen, da er in der Zeit nicht auf seine Felder kann. Der ehemalige Opiumbauer träumt inzwischen von einer Schweinezucht.

Bei diesem Plan wird die Welthungerhilfe dem Dorf helfen, indem sie einigen armen Bauern insgesamt fünf Säue zur Aufzucht zur Verfügung stellen wird. Werfen die Schweine, gehen zwei Ferkel an die Dorfgemeinschaft zurück und werden an weitere Familien verteilt. »Der Verkauf der Ferkel bringt den Dorfbewohnern das dringend benötigte Bargeld«, erklärt Gust-Frenger. Für die Umsetzung der Dorfprojekte haben er und seine 25 einheimischen Mitarbeiter zusätzlich Dorfberater in Fortbildungskursen ausgebildet. Um Vetternwirtschaft zu vermeiden, kommen die Dorfberater aus anderen Gemeinden. Sie sind Wa und müssen mindestens zehn Jahre zur Schule gegangen sein und fungieren als Mittler zwischen den Wünschen der Dörfler und den Experten der Welthungerhilfe.

Bis 2008 geht vorläufig das Projekt der Deutschen Welthungerhilfe. Ralph Gust-Frenger hofft jedoch auf eine Verlängerung um mindestens drei Jahre auch von Seiten der Regierung Myanmars. »Unser erstes Ziel ist es, dass die Menschen hier mindestens für zehn Monate im Jahr Nahrung haben. Doch bis 2008 kann man viel anschieben, aber um wirklich nachhaltig zu arbeiten, müssten wir länger hierbleiben«, sagt der Entwicklungshelfer.

Der stellvertretende Distriktverwalter U Nyi Pann zumindest unterstützt die Organisation, wo er kann: »Hier herrscht so ein eklatanter Mangel an landwirtschaftlichem Wissen, an Schulbildung und sauberem Wasser. Die meisten Menschen kennen sich auch nicht mit der Tierhaltung aus. Wir brauchen die Welthungerhilfe dringend. Ich hoffe, dass die birmesische Regierung sie bei uns weiterarbeiten lässt«, sagt der Wa-Beamte ungewöhnlich offen.

Sabine Tesche ist Redakteurin beim Hamburger Abendblatt.

MYANMAR

1989 hat das Militärregime das Land Birma in »Union Myanmar« umbenannt. Seit November 2005 gibt es die neue Hauptstadt Naypyidaw. Im Land leben insgesamt 135 Ethnien. Rund 68 Prozent der 54 Millionen starken Bevölkerung sind Birmesen, neun Prozent Shan und sieben Prozent Kayin. Fast 90 Prozent der Bevölkerung sind Buddhisten. Bis zum offiziellen Verbot des Opiumanbaus, dem »Poppy-Bann«, vor zwei Jahren galt das Land als der zweitgrößte Opiumproduzent der Welt. Bis 2014 soll laut dem Willen der Regierung das Land frei davon sein. Neben dem Ernährungssicherungsprojekt im Wa-Gebiet fördert die Welthungerhilfe weitere Projekte im Northern Shan State, rund um die Stadt Lashio. Gemeinsam mit der größten und bekanntesten birmesischen Nichtregierungsorganisation Metta unterstützt die Welthungerhilfe dort rund 28 000 ehemalige Opiumbauern und deren Familien in 638 Dörfern unter anderem mit Essen-für-Arbeit- oder Essen-für-Schulbesuch-Programmen. Metta bietet zudem Landwirtschaft- und Tierhaltungsschulungen an und hilft den Dorfbewohnern bei der Organisation eigener Komitees zur Dorfentwicklung. Mit einem weiteren Projekt unterstützt die Welthungerhilfe den Aufbau einer Trinkwasserversorgung in 25 Dörfern. In einer Slumgegend von Myanmars größter Stadt Rangun hat die Welthungerhilfe darüber hinaus elf Grundschulen neu gebaut oder renoviert und für rund 6000 Grundschüler, viele von ihnen mangelernährt, Schulspeisungen mit vitamin- und nährstoffreichem Essen eingeführt.

© Lohnes

Millenniumsdorf im Hochland: San Andrés in Ecuador gehört zu den 15 Dörfern, die zeigen sollen, dass bessere Lebensverhältnisse möglich sind.

Dossier

Millenniumsdörfer der Welthungerhilfe

Am 7. Juli 2007 ist »Halbzeit« auf dem Weg zur Erreichung der Millenniumsentwicklungsziele: Zeit also, um Zwischenbilanz zu ziehen. Im September 2000 unterzeichneten Staats- und Regierungschefs aus 189 Ländern in New York die Millenniumserklärung. Bis 2015 wollen sie weltweit Armut und Unterernährung bekämpfen. Acht Millenniumsziele dienen dabei als Leitschnur.

Hier beginnt die Welt von morgen

In 15 Millenniumsdörfern weltweit fördert die Welthungerhilfe nachhaltige Entwicklung

Die Dörfer San Andrés, Kanat Toch und Anosikely liegen auf drei verschiedenen Kontinenten: in Südamerika, Asien und Afrika. Doch eine Sache verbindet sie – ihre Einwohner beteiligen sich tatkräftig an der Entwicklung ihres Heimatorts. Möglichst schon bis zum Jahr 2010 wollen sie mehrere Millenniumsziele im eigenen Dorf erreichen. Fachliche und finanzielle Unterstützung erhalten sie hierbei von der Welthungerhilfe.

Von Iris Schöninger

Der Kampf gegen Hunger und Armut bleibt ein Dauerbrenner. Dass immer noch über 850 Millionen Menschen nicht ausreichend zu essen haben und rund 985 Millionen Menschen mit weniger als umgerechnet einem US-Dollar täglich überleben müssen, ist ein Skandal. Neben Kriegen und Katastrophen sind ungerechte gesellschaftliche Strukturen meist der Grund dafür, dass Menschen in Not geraten und oftmals aus diesem Teufelskreis nicht mehr ausbrechen können. Fakt ist: An Lösungsvorschlägen fehlt es nicht, und Erfolge sind möglich, wenn an den Ursachen angesetzt wird. Doch viel zu oft fehlt der politische Wille.

Dass sich Staats- und Regierungschefs aus 189 Ländern nach der Jahrtausendwende in New York trafen und auf acht gemeinsame Millenniumsziele zur Armutsbekämpfung bis zum Jahr 2015 einigten, war ein positives Signal. Inzwischen sind diese Ziele weltweit bekannt, messbar und stellen gewissermaßen den kleinsten gemeinsamen Nenner der internationalen Staatengemeinschaft für Armutsbekämpfung dar. Bisher ist die Bilanz allerdings sehr durchwachsen: Während Asien – vor allem durch die rasante wirtschaftliche Entwicklung Chinas und Indiens – den Anteil der Armen in den nächsten acht Jahren voraussichtlich halbieren wird, ist Afrika Schlusslicht bei der Erreichung aller Ziele.

Dringender Handlungsbedarf besteht auf unterschiedlichen Ebenen: Angepasste Strategien müssen entwickelt werden, um in verschiedenen Ländern, Klimazonen und Kulturen die Millenniumsziele zu erreichen. Gleichzeitig darf der öffentliche Druck auf Regierungen nicht nachlassen, ihre Hausaufgaben zu machen: Hier geht es beispielsweise darum, dass Industrieländer wie versprochen die Entwicklungshilfe bis zum Jahr 2015 auf mindestens 0,7 Prozent des Bruttonationaleinkommens erhöhen, Entwicklungsländer einen wesentlichen Teil ihrer Mittel in die Entwicklung der Landwirtschaft, in Bildung und Gesundheitsmaßnahmen investieren. Auch die Welthungerhilfe stellt sich dieser Herausforderung. In 15 ausgewählten Dörfern und Regionen weltweit – von Lateinamerika über Afrika nach Asien – haben sich die Bewohner nach gemeinsamen Beratungen darauf verständigt, bis zum Jahr 2010 mindestens ein Millenniumsziel zu erreichen. In den nächsten Jahren soll hier beispielhaft gezeigt werden, dass dieser Weg von Erfolg gekrönt ist, wenn alle Beteiligten an einem Strang ziehen.

Für die Menschen geht es in erster Linie um bessere Lebensbedingungen.

Das Leitmotiv lautet: Hilfe zur Selbsthilfe. Lokale Partnerorganisationen spielen bei der Beratung und Durchführung eine wichtige Rolle. Neu an dieser Initiative ist, dass bei der Planung und Budgetierung sämtlicher Projektmaßnahmen die UN-Millenniumsziele samt Unterzielen und Indikatoren berücksichtigt werden. So können Fortschritte durch ein neues Langzeitmonitoring gemessen, Entwicklungen regelmäßig dokumentiert und auch bei Bedarf Korrekturen vorgenommen werden. Für die Menschen in den Millenniumsdörfern geht es in erster Linie darum, dass sich ihre konkreten Lebensbedingungen verbessern. So ist es der Herzenswunsch der Einwohner Kongoussis in Burkina Faso, wenigstens zweimal täglich statt bisher nur einmal eine Mahlzeit einnehmen zu können.

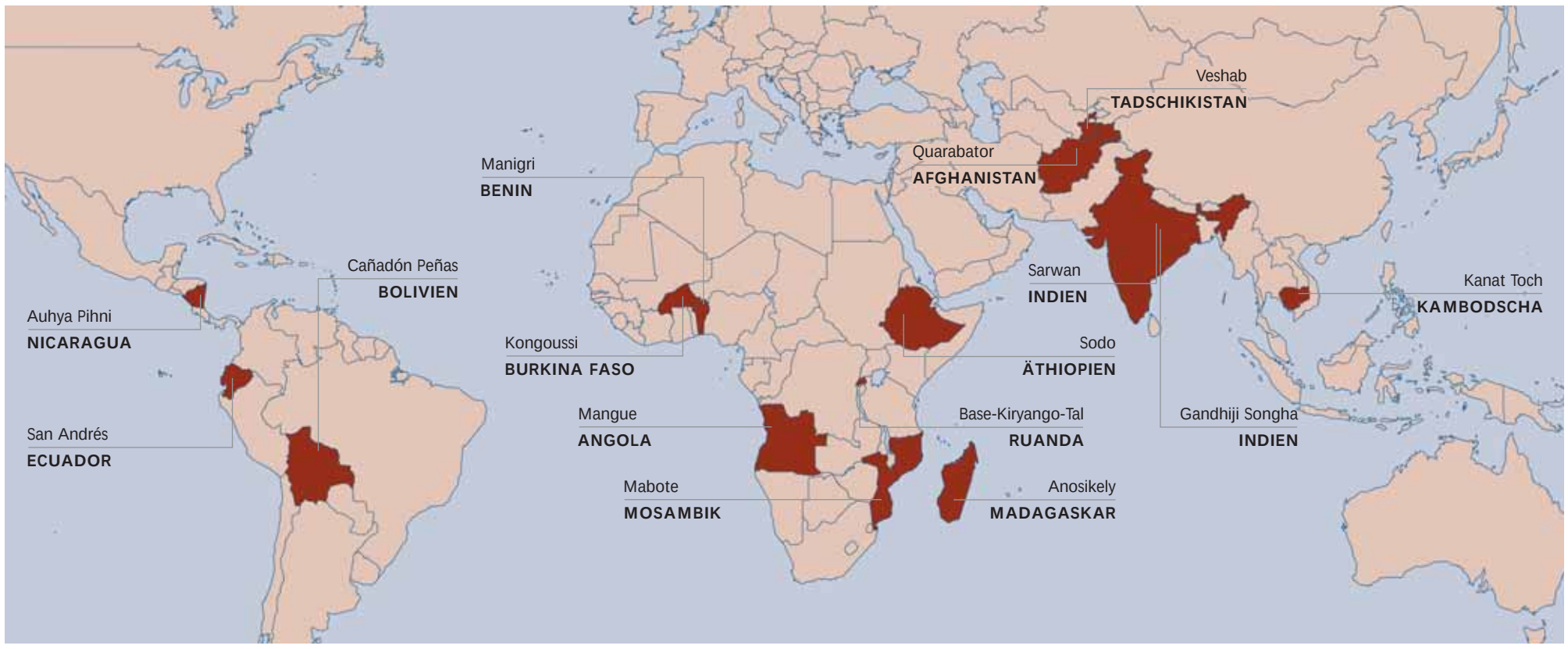
Im Dorf Mabote in Mosambik wiederum wollen alle Kinder endlich zur Schule gehen. Hilfe zur Selbsthilfe beinhaltet jedoch mehr. Ziel ist das »Empowerment« der Armen und Hungernden. Sie sollen in der Lage sein, ihre Bedürfnisse zu äußern, sich zu organisieren und ihre Rechte einzufordern. Deshalb fördert die Welthungerhilfe neben Sofortmaßnahmen wie Schulbau oder neuen Trinkwasserbrunnen auch Aus- und Fortbildungen bei der Vermarktung von landwirtschaftlichen Produkten bis hin zur Organisationsberatung einheimischer Partner, damit diese Lobbyarbeit durchführen können. So erstellt zum Beispiel die mosambikanische Partnerorganisation Kulima gemeinsam mit Gewerkschaften, Kirchen und weiteren sozialen Gruppen im Land regelmäßig einen Schattenbericht, der die Politik der Regierung im Bereich Armutsbekämpfung unter die Lupe nimmt. In 15 Millenniumsdörfern hat der Weg in eine bessere Zukunft begonnen. Die Welthungerhilfe wird regelmäßig über die Erfahrungen aus den verschiedenen Weltregionen berichten, gleichzeitig zählt sie auf die aktive Unterstützung der Menschen hier in Deutschland.

Dr. Iris Schöninger ist Mitarbeiterin der Welthungerhilfe in Bonn.

Weitere Infos zu den Millenniumsdörfern der Welthungerhilfe unter: **www.welthungerhilfe.de**.

DIE MILLENNIUMSZIELE

1. Die Zahl der hungernden und einkommensarmen Menschen um die Hälfte senken.
2. Die allgemeine Grundbildung für alle Kinder sichern.
3. Die Gleichstellung der Geschlechter und die Rolle von Frauen stärken.
4. Die Kindersterblichkeit um zwei Drittel senken.
5. Die Gesundheit von Müttern verbessern.
6. Aids, Malaria und andere übertragbare Krankheiten bekämpfen.
7. Ökologische Nachhaltigkeit sichern.
8. Eine globale Entwicklungspartnerschaft aufbauen.



Fortschritt mit Methode

Zum Monitoring gehört es, Daten zu sammeln und gemeinsam Perspektiven zu entwickeln

© Wieneke

Regelmäßig fragen: Das zeigt, wie sich die Lebensverhältnisse im Dorf verändern – wie hier im indischen Gandhiji Songha.

Die Welthungerhilfe hat die Initiative »Millenniumsdörfer« gestartet, um anhand von ausgewählten Dörfern und Regionen zu zeigen, dass die Millenniumsziele erreicht werden können. Wichtig dabei ist, das Vorgehen gemeinsam mit der Bevölkerung zu planen und zu überprüfen, in welcher Weise die Projektaktivitäten zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen beitragen. Hierfür hat die Welthungerhilfe eine eigene Methode entwickelt.

Von Stefanie Koop

Über drei Kontinente sind die ausgewählten Millenniumsdörfer verteilt. Das bedeutet unterschiedliche Menschen, Kulturen, landwirtschaftliche Bedingungen und Partnerorganisationen. Trotzdem soll es möglich sein, die Ergebnisse ihrer Entwicklung einheitlich und vergleichbar darzustellen. Eine Herausforderung, der die Methode des sogenannten Monitorings gerecht wird. Jedes Jahr interviewen Mitarbeiter der Welthungerhilfe und ihrer Partnerorganisationen bis zu 100 Familien eines Dorfes. Dabei werden immer denselben Familien dieselben Fragen gestellt.

Bis zum Jahr 2010 lässt sich so eine kontinuierliche Entwicklung hinsichtlich der Millenniumsziele dokumentieren – seien es Forschritte oder auch stagnierende Prozesse. Der Fragebogen basiert auf den von den Vereinten Nationen festgelegten acht Millenniumszielen sowie 18 Unterzielen und 48 Indikatoren. Sie erläutern, welche Faktoren ein Millenniumsziel wie zum Beispiel die Senkung der Kindersterblichkeit ausmachen. Bei der Befragung geht es dazu um Themen wie Wasserqualität, Ernährung sowie ärztliche Betreuung. Während sich die UN-Vorgaben auf das Land beziehen, betrachtet das Welthungerhilfe-Monitoring die Dorfebene. Wenn sich die Interviewer ankündigen, gilt es für die ausgewählten Familien bis zu 72 Fragen zu beantworten. Die Themen reichen dabei von der Anzahl der täglichen Mahlzeiten, der Distanz zur nächsten Wasserstelle, den medizinischen Möglichkeiten bis hin zu den absolvierten Schuljahren. Jede Befragung für sich bildet einen Spiegel der aktuellen Lebenssituation der Menschen im Dorf. »Eine große Herausforderung beim Entwickeln des Fragebogens war es, ihn für alle 15 Standorte gültig zu gestalten und die unterschiedlichen Kulturen und Alltagsbedingungen zu berücksichtigen«, sagt Dr. Florian Wieneke, Koordinator der Millenniumsdörfer-Initiative.

Interviews und Workshops spiegeln die Entwicklung der Dörfer wider.

Ein begleitender Workshop dient vor allem dazu, die Dorfbewohner über Inhalte und Hintergründe der Millenniumsziele zu informieren und gleichzeitig gemeinsam mit ihnen Perspektiven für ihr Dorf zu entwickeln. In der Diskussion über die Millenniumsziele definieren die Teilnehmer Themen wie Armut, Hunger, Bildung oder Umwelt aus ihrer ganz persönlichen Sicht. Unter den je 30 Personen sind alle Altersgruppen vertreten, die Zahl der Männer und Frauen ist ausgewogen und die Berufe reichen vom Bauern bis zum Dorflehrer. Nicht immer sind bei den Gesprächen alle einer Meinung, auch das ist aufschlussreich. Für die Welthungerhilfe sind das nützliche Informationen, um ihre Projektmaßnahmen der Situation vor Ort noch intensiver anzupassen. »Schon die Zwischenergebnisse liefern wichtige Anhaltspunkte. Der Workshop in Ruanda ergab, dass die Bewohner in erster Linie mehr Einkommensmöglichkeiten und Training in moderner Landwirtschaft benötigen. Darauf reagieren wir«, erläutert Wieneke. Nach dem Ablauf der fünf Jahre des Monitorings im Jahr 2010 wird die Welthungerhilfe Bilanz ziehen.

Anhand der systematisch dokumentierten Daten können Schlussfolgerungen aus positiven sowie negativen Erfahrungen des Projektes gezogen werden. So ergibt sich die Möglichkeit, Hindernissen auf die Spur zu kommen und für zukünftige Projekte eine effektivere Lösung zu finden.

Denn ob die Millenniumsziele in vollem Umfang erreicht werden oder nicht – auch über den Beobachtungszeitraum hinaus gilt es, Hunger und Armut zu bekämpfen, nicht nur um die Hälfte, sondern ganz.

Stefanie Koop ist Mitarbeiterin der Welthungerhilfe in Bonn.

Zusammen ans Ziel

Workshops in Tadschikistan geben dem Dorf Impulse

© privat

Lyudmila Migunova (29) arbeitet bei der Welthungerhilfe in Dushanbe (Tadschikistan). Im November 2006 leitete sie mit den Workshop im Millenniumsdorf Veshab.

WELTERNÄHRUNG: Welchen Effekt hatte der Workshop auf die Dorfbewohner?

LYUDMILA MIGUNOVA: Die Menschen erfuhren mehr über die Hintergründe der Millenniumsziele. Vielen war nicht bewusst, dass diese Idee sie und ihren Lebensalltag direkt betrifft. Indem wir gemeinsam erarbeiteten, was beispielsweise Armut in Veshab bedeutet und welche Lösungen es geben könnte, wuchs die Bereitschaft der Teilnehmer, sich aktiv einzubringen.

Wozu dienen die Ergebnisse?

Die Beiträge machen es möglich, unsere Aktivitäten ganz konkret auf die Probleme im Dorf zuzuschneiden. Anhand der jährlichen Ergebnisse können wir verfolgen, welche Entwicklung das Projekt hinsichtlich der Millenniumsziele genommen hat.

Ist der Wirkungsradius nicht zu begrenzt?

Nein, denn die Teilnehmer sprachen anschließend mit Nachbarn und Verwandten über das, was die Tage über diskutiert wurde. So gelangten die Inhalte des Workshops weit über die 30 anwesenden Personen hinaus. Das zeigte sich, als ein Teilnehmer den Workshop unterbrechen musste und stattdessen seine Frau teilnahm. Zunächst schien uns das ein Problem, doch sie war über alles informiert, was bisher geschehen war, und konnte sich sehr aktiv einbringen.

Die Fragen stellte Stefanie Koop.

Das Millenniumsdorf Veshab hat noch Großes vor

Zäh und beharrlich bringen die Bewohner im tadschikischen Hochland ihr Dorf voran

Leicht war das Leben im Land der schwarzen Berge noch nie. Mit dem Zerfall der Sowjetunion brach die Wirtschaft des ohnehin verarmten Tadschikistans von einem Tag auf den anderen zusammen, und die Spuren des anschließenden Bürgerkrieges sind noch immer allgegenwärtig. Im abgelegenen Bergdorf Veshab, einem der 15 Millenniumsdörfer der Welthungerhilfe, arbeiten die Menschen hart, um die Schatten der Vergangenheit hinter sich zu lassen.

Von Stefanie Koop

Wie Schwalbennester schmiegen sich die Hütten aus Lehm und Stein an den Felsen, als sei das Dorf mit dem Berg verschmolzen. Hier und da blitzen bunte Farbtupfer auf, eine grüne Haustür oder gelbe Fensterläden. Auf der Holzveranda oben am Hang herrscht bereits emsiges Treiben. Wie jeden Morgen treffen sich hier die Frauen der Nachbarschaft, um Brotteig für den Tag vorzubereiten. Aus einem Stoffbeutel schöpft Makhkamova Amiboroj Mehl. Das nötige Wasser hat sie schon in aller Frühe von der Zapfstelle unten im Dorf geholt und die vielen Stufen hoch zu ihrem Haus geschleppt. Mit kräftigen Händen knetet die 36-Jährige beides in einer großen Schüssel. Bald liegen die Fladen sauber ausgerollt auf einem Tuch am Boden.

Makhkamova wischt sich den Schweiß von der Stirn. Früher, erzählt sie, habe sie in der örtlichen Kolchose gearbeitet. Da hatten Familien noch ein regelmäßiges Auskommen. Heute sei das Leben um so vieles härter geworden. Die Preise sind gestiegen, und vom Ertrag des kleinen gepachteten Feldes allein kann die Familie mit ihren vier Kindern und der Großmutter nicht existieren. Ehemann Boboev Maxud bleibt deshalb keine andere Wahl, als monatsweise Arbeit auswärts zu suchen – wie so viele der Dorfbewohner. Von der Welthungerhilfe erhielt die Familie vor einigen Monaten Gemüsesaatgut und eine Ziege. Das half erst einmal über die größte Not. Heute ist der Kredit hierfür schon zurückgezahlt, und es profitieren andere Familien des Dorfes.

© Koop

Kinder sind Zukunft: Wenn sie ausreichend zu essen haben und die Schule besuchen können, ist schon vieles gewonnen. In Veshab geht es für Familien stetig bergauf.

Rund 2000 Menschen leben in dem abgeschiedenen Veshab, umgeben von schwarzen Berggiganten und nur über eine enge Passstraße erreichbar. Drei Viertel der Bevölkerung gelten als arm, chronische Mangelernährung ist nur eine der Folgen. Ihren Lebensunterhalt bestreitet die Mehrheit der Bewohner aus der eigenen kleinen Landwirtschaft. Nutzten die Bauern zu Zeiten der ehemaligen Sowjetunion noch hoch technisierte Maschinen, sind es heute lediglich Hacken und Schaufeln. Es fehlt an Geld und Ersatzteilen, um die Geräte, wie beispielsweise Trecker, instand zu halten. Seit die Welthungerhilfe einen Bewässerungskanal verlegt und hochwertiges Saatgut verteilt hat, ist zumindest der Ertrag der Felder deutlich gestiegen.

Auf der verwitterten Veranda am Hang mahnt Makhkamova ihre Tochter Maftuna zur Eile. Rasch greift die Neunjährige ihre Hefte und springt zur Tür. Über ihren schmächtigen Schultern hängt die blauweiße Schuluniform so weit herab, als habe sie sich in die Kleider einer größeren Schwester gemogelt. Umgerechnet rund 20 Euro kosten Bluse und Kleid, bei einem Jahresverdienst von 200 Euro eine horrende Summe, und so wird alles auf Zuwachs gekauft. Aber Schule ist wichtig, auch für Mädchen, meinen Maftunas Eltern. Eine solche Einstellung ist nicht selbstverständlich, denn wie in vielen zentralasiatischen Staaten gewinnen auch in Tadschikistan der Islam und frühere Traditionen wieder deutlich an Einfluss. Die Einschulungsrate von Mädchen geht zurück, und Frauen, deren Zugang zu Bildung und Arbeit während der Sowjetzeit stark gefördert wurde, büßen zunehmend ihre Rechte ein. Kredite beispielsweise erhalten nur Männer. Die Stärkung von Frauen ist deshalb eines der Ziele, das Dorfbewohner und Welthungerhilfe verfolgen wollen. In Veshab weichen die Strukturen bereits auf – schon jetzt gehören dem siebenköpfigen Dorfkomitee zwei Frauen an.

Als Mitarbeiter der Welthungerhilfe das Gemeindekomitee über die Wahl Veshabs zum Millenniumsdorf informierten, sorgte ein Missverständnis bei der Übersetzung für große Erheiterung. Man verstand, dass Veshab 1000 Jahre alt werde und die Welthungerhilfe aus diesem Anlass eine große Feier plane. Jetzt wissen alle, was wirklich hinter der Idee steht. Shoniezo Jumaboy ist Direktor der Schule von Veshab und Vorsitzender des Komitees. »Wir sind dankbar, dass uns die Welthungerhilfe als eines von 15 Dörfern ausgewählt hat. Und wir sind ganz sicher, dass sich Veshab in nächster Zukunft gut entwickeln wird«, sagt der Mittvierziger. Erste Erfolge sind schon sichtbar. Seit es das neue Trinkwassersystem gibt, sind Krankheiten wie Typhus deutlich zurückgegangen. Die frisch ausgestattete Gesundheitsstation trägt ihren Teil dazu bei, dass die Millenniumsziele hinsichtlich der Gesundheit erreicht werden können.

Am Nachmittag marschieren Makhkamova und Boboev Maxud zu ihrem kleinen Feld. Behände erklimmt Boboev Maxud die Spitze des Baumes und schüttelt, bis es Aprikosen regnet. Sorgsam werden sie zum Trocknen in die gleißende Sonne gelegt, wo schon Früchte vom Vortag lagern. Manche sind aufgeplatzt und schimmeln an der feuchten Unterseite. Bald wird Makhkamova – wie schon andere Bäuerinnen – von der Welthungerhilfe ein Sprossenregal bekommen, auf dem die Aprikosen von allen Seiten trocknen können. Die Früchte sind eine Spezialität der Region und könnten gute Gewinne einbringen, wenn – ja, wenn die Vermarktung stimmte. Gemeinsam mit den Bauern wurde deshalb ein Konzept entwickelt. Künftig sollen statt großer Säcke auch kleine Portionen adrett in Folie und mit Aufklebern versehen angeboten werden. Das bedeutet einen höheren Absatz und bessere Preise.

»Wir werden arbeiten für die Millenniumsziele, so hart arbeiten, wie wir können«, sagt Shoniezo Jumaboy. Eine gute Voraussetzung für Veshab, wenn auch die Rahmenbedingungen noch zu wünschen übrig lassen. Zu den Errungenschaften aus Sowjetzeiten zählt die Stromversorgung. Doch zuverlässig rechnen kann man mit dem kostbaren Gut nicht. Oft gibt es nur morgens und abends eine Stunde Strom, eine Folge des politischen Machtgerangels mit dem benachbarten Energielieferanten Usbekistan. Bei Temperaturen von bis zu minus 20 Grad im Winter sind das harte Bedingungen. Aber es geht bergauf in Tadschikistan. Langsam, jedoch spürbar bringen Reformen ein deutliches Wirtschaftswachstum. Bis der Fortschritt in die entlegenen Winkel des Landes vorstößt, wird es wohl noch einige Zeit dauern. Für Familien wie die von Makhkamova Amiboroj und Boboev Maxud jedoch zählen schon kleine Schritte, die das Leben in ihrem Dorf leichter machen.

Stefanie Koop ist Mitarbeiterin der Welthungerhilfe in Bonn.

TADSCHIKISTAN

Tadschikistan ist die kleinste Republik Zentralasiens. Auf 143 100 Quadratkilometern leben 6,3 Millionen Menschen. Mehr als 70 Prozent der Fläche bestehen aus Hochgebirgen. Nach dem Zerfall der Sowjetunion erhielt Tadschikistan 1991 seine Unabhängigkeit. Anschließend war das Land Schauplatz eines fünfjährigen Bürgerkrieges, dem über 50 000 Menschen zum Opfer fielen. Nur ein geringer Teil der Landesfläche ist landwirtschaftlich nutzbar, dabei leben die meisten Einwohner von den Erträgen ihrer Felder. Auch wenn die Wirtschaft stetig wächst, ist das Land auf Hilfe von außen angewiesen. Über die Hälfte der Menschen lebt unterhalb der Armutsgrenze. Die Welthungerhilfe arbeitet seit 1994 in mehreren Provinzen Tadschikistans. Sie unterstützt die Bevölkerung in der Landwirtschaft und bei anderen Einkommensmöglichkeiten.

FILMTIPP

»Hier beginnt die Welt von morgen«

So lautet der Titel eines Films über die Initiative Millenniumsdörfer der Welthungerhilfe. Wie leben die Menschen in den drei Beispieldörfern in Nicaragua, Tadschikistan und Ruanda? Welche Millenniumsziele sollen hier erreicht werden? Der 25-minütige Film vermittelt den Alltag der Bevölkerung, die Aktivitäten der Welthungerhilfe sowie den Hintergrund der Initiative.

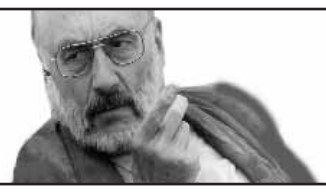
Der Film ist als DVD kostenlos entleihbar unter: info@welthungerhilfe.de, oder telefonisch: (0228) 22 88-134.

© Huber/laif

Steine auf dem Weg: Staatlich subventionierte Produkte aus Europa und den USA sowie fehlende Industrie und Infrastruktur schwächen lokale Kleinbauern und Produzenten in Entwicklungsländern.

Keine Hilfe für Afrika?

Politiker in Entwicklungsländern befürchten: EPAs werden zum neuen Instrument europäischer Vorherrschaft



Reinold E. Thiel ist freier Journalist und Autor. Von 1971 bis 1989 arbeitete er für Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit in Afrika und Nahost. Von 1992 bis 2003 war er Chefredakteur der Zeitschrift »Entwicklung und Zusammenarbeit«. In der »Welternährung« kommentiert er regelmäßig kontroverse Themen.

Seit Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft unterhielt Europa zu einer Gruppe früherer Kolonialländer in Afrika, Karibik und Pazifik (AKP-Länder) spezielle Beziehungen, deren Ziel es war, die »Entwicklung« dieser Länder zu unterstützen. Sie erhielten für ihre Exporte bevorzugten Zugang zum europäischen Markt, dazu weitere Leistungen zur Projekt- und Programmförderung sowie Ausgleichszahlungen für Ausfälle in den Rohstoffmärkten. Geregelt wurde dies von 1963 bis 2000 durch die Abkommen von Yaoundé und Lomé. Ende der 1990er-Jahre beschloss die EU, der Lomé-Vertrag solle abgelöst werden durch einen neuen Rahmenvertrag sowie separate Partnerschaftsabkommen mit sechs regionalen Ländergruppen, davon vier in Afrika. Am 23. Juni 2000 wurde das Rahmenabkommen in Cotonou unterzeichnet.

Die Verhandlungen über die Wirtschaftlichen Partnerschaftsverträge (EPAs) begannen im September 1998. In einer ersten, frühen Zwischenbilanz im Oktober 1999 in der Zeitschrift E+Z schrieb ich, dabei gebe es »mehr Konfrontation als Gemeinsamkeit«, und Dieter Frisch, der frühere EU-Generaldirektor für Entwicklung, ergänzte, das strittigste Kapitel seien die Handelsregelungen. Beide Feststellungen könnten heute, knapp acht Jahre später, wörtlich genauso formuliert werden. Eine Einigung ist nicht in Sicht. Die Entwicklungsländer fühlen sich über den Tisch gezogen.

Obwohl im Text des Cotonou-Abkommens steht, das Ziel sei, in den AKP-Staaten »die Armut einzudämmen und schließlich zu besiegen«, haben acht Jahre nach Beginn der Verhandlungen die Vertreter dieser Staaten den Eindruck, es gehe nicht um Hilfe für sie, sondern in erster Linie darum, die Marktmacht der EU-Länder in den AKP-Staaten auszubauen. Leitlinie ist offenbar die im Frühjahr 2000 beschlossene »Lissabon-Strategie« der EU, die Europa bis 2010 zum »wettbewerbsfähigsten und dynamischsten Wirtschaftsraum der Welt« machen soll. Das böse Wort »Neokolonialismus« macht die Runde. Was läuft falsch?

Die Vertreter der AKP-Länder beklagen, in den Verhandlungen sei keinerlei Rede mehr von Finanz- und sonstigen Hilfen (das sei im Rahmenvertrag abschließend geregelt, sagt die EU), stattdessen rede man nur noch von Freihandel. Dass dieser, das heißt die Öffnung aller Märkte für alle Waren und Dienstleistungen, das wirksamste Instrument zur Verringerung der Armut sei, ist die Basis der EU-Verhandlungsposition. Im Cotonou-Vertrag wird deshalb gefordert, dass »annähernd der gesamte Handel« innerhalb »einer angemessenen Zeitspanne« liberalisiert werden müsse. Konkret wird daraus in den Verhandlungen, 90 Prozent des Handels müssten innerhalb von zehn bis zwölf Jahren liberalisiert werden. In den Lomé-Verträgen war das noch anders. Den AKP-Ländern wurden »nicht reziproke Handelspräferenzen« gewährt, das heißt, die Entwicklungsländer mussten ihre Märkte in geringerem Maße öffnen als die EU-Länder.

»Die Entwicklungsländer fühlen sich über den Tisch gezogen.«

Wer wirtschaftlich schwach ist, darüber war man sich damals noch einig, muss geschützt werden gegen die Mächtigen im Markt. Die großen internationalen Konzerne können mit ihrer billigen Massenproduktion jederzeit kleine Produzenten aus dem Markt werfen, die Beispiele dafür sind zahlreich. Freihandel hat in der Geschichte des Welthandels immer den Starken gegen die Schwachen genützt. Ebenso kann die staatlich subventionierte Agrarproduktion Europas (und die der USA) ihre Produkte billiger anbieten als afrikanische Kleinbauern. Der Schutz war auch bisher schon unzulänglich. Die Zerstörung kleiner lokaler Industrien und Existenzprobleme der Kleinbauern waren immer wieder die Folge. Die europäischen Fleischexporte sind ein viel genanntes Beispiel, lange Zeit war es Rindfleisch, dessen Einfuhr den afrikanischen Rinderfarmern die Märkte wegnahm, neuerdings ist es Hühnerfleisch. Die europäischen Konsumenten wollen nur Brust und Schlegel, der Rest wird zu Dumpingpreisen nach Afrika exportiert. Kamerun importierte 2004 die zwanzigfache Menge an Geflügel gegenüber 1996; dabei haben die Kameruner Bauern früher den gesamten Bedarf selbst produziert, aber sie können nur bei höheren Preisen überleben.

Die Freihandelstheorie geht von Zuständen aus, wie sie nur in Lehrbüchern vorkommen und die es in der Realität nicht gibt – dass alle Wettbewerber gleiche Chancen haben (die berühmte Allgemeine Gleichgewichtstheorie). In der Realität gibt es das Phänomen wirtschaftlicher Macht, von dem in den Büchern nicht die Rede ist. Und die internationalen Konzerne und Finanzdienstleister werden immer mächtiger. Ihnen sollen, wenn die EU-Unterhändler sich durchsetzen, die Märkte der AKP-Länder offen stehen, eine Flut billiger Importe wird die einheimischen Produkte verdrängen. Aber weil mit der Produktion auch Arbeitsplätze und Kaufkraft verschwinden, wird niemand mehr Billigimporte kaufen können – so befürchten es die Vertreter der armen Länder und Nichtregierungsorganisationen.

Was diese Länder, vor allem die afrikanischen, stattdessen brauchen, wäre Unterstützung beim Aufbau eigener Industrien. Die Lomé-Verträge haben das verhindert, weil die Ausgleichszahlungen, die beim Verfall von Rohstofferlösen gezahlt wurden, entfielen, sobald die Rohstoffe weiterverarbeitet wurden. Und ebenso stiegen mit dem Grad der Weiterverarbeitung die europäischen Einfuhrzölle; Zolleskalation nennt man das. Wie man Industrien aufbaut, haben die ostasiatischen Schwellenländer vorgemacht: durch gezielte Förderung einheimischer Unternehmen, durch billige Kredite und Schutz vor Dumpingimporten. Das aber soll nach EU-Vorstellungen innerhalb der nächsten Dekade unzulässig werden. Als ob man das, was in Afrika in 50 Jahren versäumt wurde, in zehn Jahren nachholen könnte! Der Wegfall der Schutzklauseln darf nicht von einem einzuhaltenden festen Zeitplan abhängig gemacht werden, sondern nur von der tatsächlichen Erreichung eines bestimmten wirtschaftlichen Entwicklungsstandes, er muss an Indikatoren statt an Jahreszahlen gebunden werden. Und gefördert werden muss das Zusammenwachsen der regionalen Wirtschaftsgemeinschaften, das heißt des innerafrikanischen Handels.

Der krankt daran, dass es zu wenige Verkehrswege über die Grenzen hinweg gibt – die müssen gebaut werden – und dass alle das Gleiche produzieren. Also muss die Produktion solcher Güter gefördert werden, für die ein regionaler Bedarf besteht, statt dafür den Import aus Europa freizugeben. Den EU-Unterhändlern fällt dazu nur ein, die Zollgrenzen abzubauen – aber das kann nur sukzessive geschehen, weil sonst den Ländern die Einnahmen für den Staatshaushalt fehlen. Immens geschwächt ist die Verhandlungsmacht der AKP-Länder, weil sie die dafür notwendigen Kapazitäten nicht haben, die Fachleute, die den Europäern gewachsen sind. Sie halten es deshalb für unzumutbar, die Verhandlungen bis Ende 2007 abzuschließen, und fordern eine Verlängerung der Frist um drei Jahre. Die Situation beginnt derjenigen der WTO-Verhandlungen in der Doha-Runde zu ähneln. Es ist nicht schwer vorauszusagen, dass die EPA-Verhandlungen scheitern werden wie jene, und an der gleichen Arroganz der Unterhändler aus dem Norden. Ein neues Cancún steht vor der Tür.

Zum Weiterlesen:

eed/weed (2005): Wie die Armen auf der Strecke bleiben.

Oxfam (September 2006): Ungleiche Partner.

AGEZ (Januar 2007): Tragen ... EPAs zur Beseitigung der Armut bei?

www.epa2007.de.

Mehr Solidarität mit der Welt

Über die Höhe des Spendenaufkommens bei Katastrophen entscheiden die Medienberichterstattung und die geografische Nähe

Hat die Solidarität mit Menschen jenseits unseres näheren sozialen Umfelds zugenommen? Die riesige Spendenwelle infolge des Tsunamis im Indischen Ozean im Jahr 2004 gab Anlass zu dieser Schlussfolgerung. Doch bewahrheitet sich diese Vermutung auch, wenn man das Spendenaufkommen über längere Zeit betrachtet? Eine Studie, die am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung durchgeführt wurde, sagt Ja. Seit den 90er-Jahren wächst der grenzüberschreitende Zusammenhalt.

Von Katrin Radtke

Am ersten Weihnachtsfeiertag 2004 verwüstete eine riesige Flutwelle die Küstenregionen des Indischen Ozeans. Dem Tsunami fielen Tausende Menschen in Sri Lanka, Indien, den Malediven und Seychellen, Thailand, Malaysia, Somalia und Tansania, vor allem aber in Indonesien zum Opfer. Ganze Städte und Dörfer rissen die Wassermassen mit sich. Allein in Bandah Aceh, der Hauptstadt der indonesischen Provinz Aceh, kamen über 30 000 Menschen sofort ums Leben. In der 120 000 Einwohner zählenden Stadt Meulaboh waren es sogar 40 000. Die meisten Opfer stammten aus der einheimischen Bevölkerung, doch es starben auch viele Touristen.

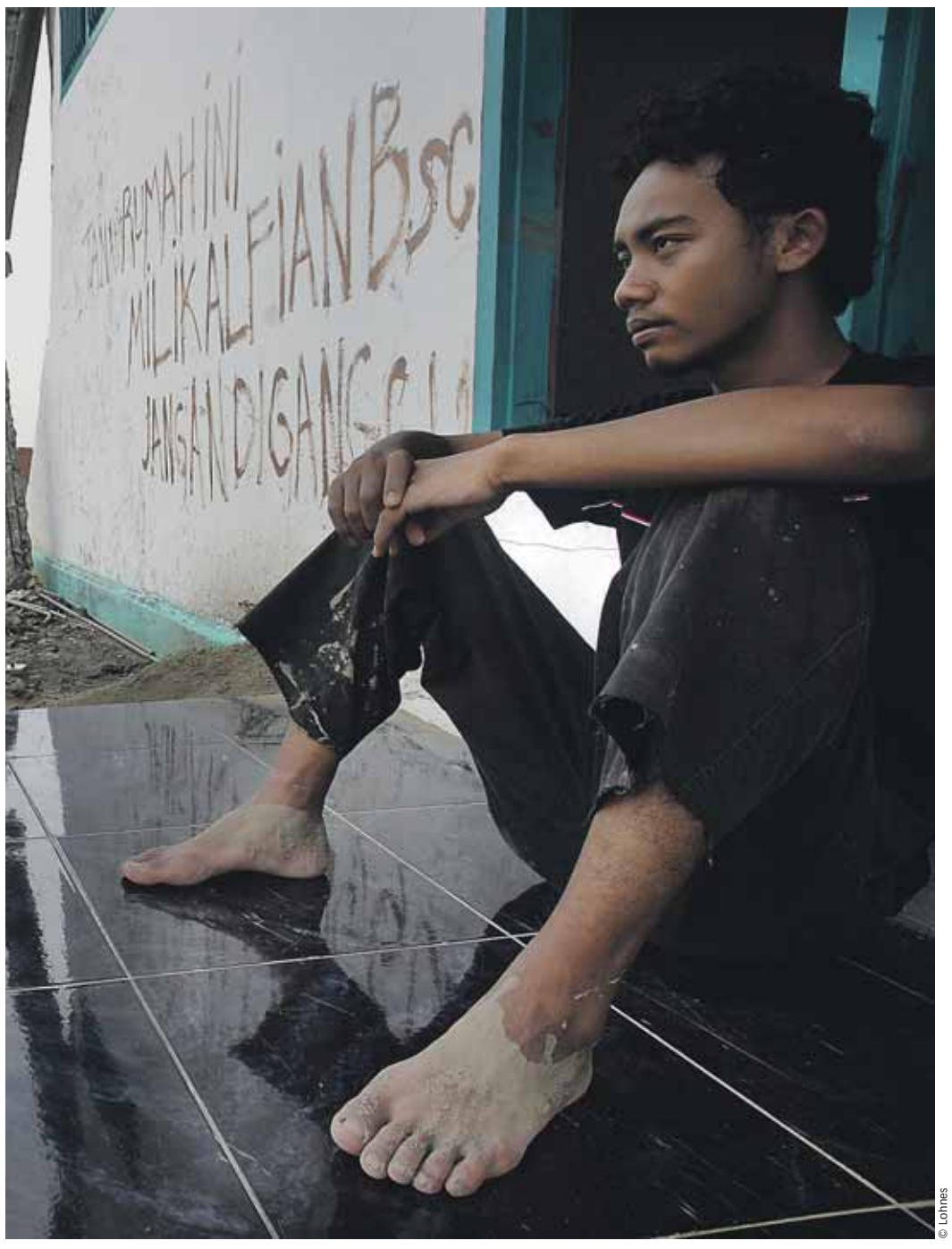
Nur wenige Stunden später flimmerten die ersten Bilder über die Fernsehbildschirme. Der Rest der Welt reagierte mit großer Bestürzung. Die weltweite Anteilnahme an der Not der betroffenen Region fand ihren Ausdruck in einem nie da gewesenen Ausmaß an Spenden. In Deutschland erfasste die Spendenwelle nahezu die ganze Gesellschaft: Fußballclubs leerten die Mannschaftskasse für den guten Zweck, Schausteller ließen Kinder für eine Spende Karussell fahren, und Fernsehsender wetteiferten mit Spendengalas. Gleichzeitig erschienen in den Medien erste Deutungsversuche des Spendenverhaltens. Warum konnten Rekordergebnisse verzeichnet werden? Der Tsunami hatte in der Weihnachtszeit stattgefunden, einer Zeit, in der viele Menschen das Geschehen am Fernseher verfolgen konnten. Außerdem handelte es sich um eine außerordentlich große Katastrophe, die nicht ein Land, sondern gleich zwölf Länder und zwei Kontinente traf. Nicht zu vergessen war natürlich auch die Tatsache, dass vielen der Spender die von der Katastrophe heimgesuchten Länder von früheren Urlauben bekannt waren und zahlreiche Touristen betroffen waren. Die Identifikation der Geber mit den Opfern wurde dadurch möglicherweise erleichtert. War die Spendenwelle anlässlich des Tsunamis also eine Ausnahme?

Als am 8. Oktober 2005, nur wenige Monate nach dem Tsunami, ein Erdbeben den Norden Pakistans, Teile Indiens und Afghanistans erschütterte, schien sich die These zu bestätigen. Mit einer Stärke von bis zu 7,6 auf der Richterskala war dieses Erdbeben, mit seinem Epizentrum nur 90 Kilometer von Islamabad entfernt, eines der stärksten, das die Region jemals erlebt hatte. Über 87 000 Menschen verloren ihr Leben, drei Millionen wurden obdachlos. Doch anders als im Falle des Tsunamis blieb das Spendenvolumen sowohl auf der Seite der Regierungen als auch in der Gesellschaft weit unter der von den Vereinten Nationen festgestellten Summe zur Verhinderung einer humanitären Katastrophe.

Anhand des Spendenaufkommens für einzelne Katastrophen lässt sich die Frage nach den Entwicklungslinien des globalen Verantwortungsgefühls kaum entscheiden. Hinweise gibt jedoch eine Studie zum Thema der transnationalen Solidarität, die am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) durchgeführt wurde. Im Rahmen der Studie wurden 17 Organisationen im Bereich der humanitären Hilfe und Entwicklungshilfe nach ihren Spendeneinnahmen von 1990 bis heute gefragt.

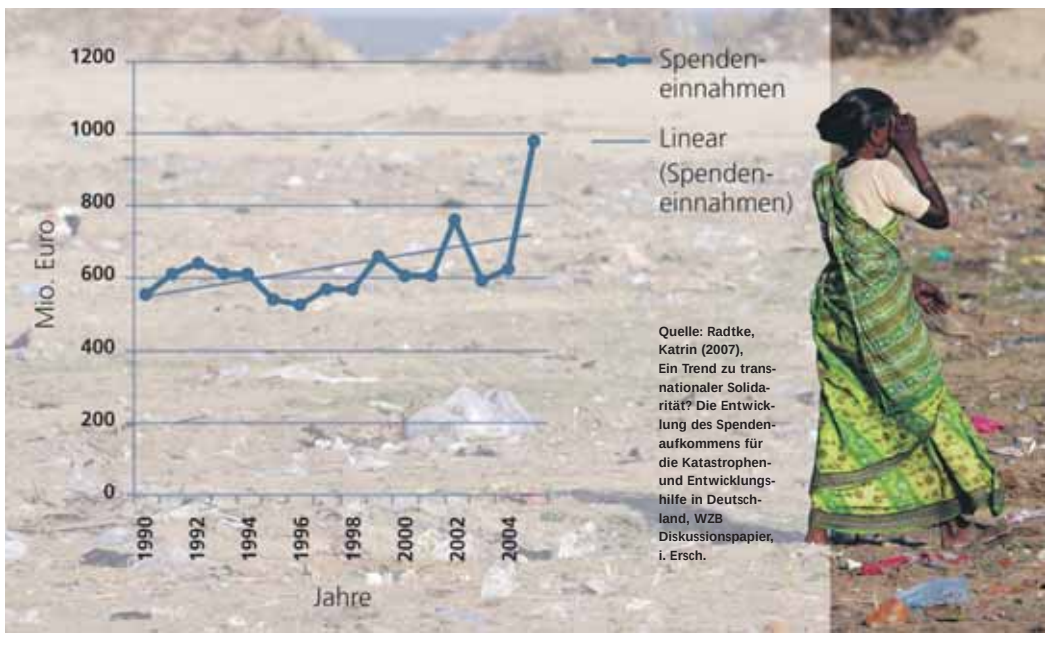
Der auf dieser Grundlage erstellte Spendentrend weist erhebliche Schwankungen auf. Insbesondere die Anfangsphase des Krieges im ehemaligen Jugoslawien 1992, der Genozid in Ruanda 1994, der Kosovokonflikt 1999, die Elbeflut 2002 in Deutschland und Osteuropa und der Tsunami 2004 führten zu Spendenhöhepunkten. Insgesamt deuten die Daten auf einen Aufwärtstrend der Spenden im Bereich der humanitären Hilfe und Entwicklungshilfe seit 1990 hin. Vor allem wenn man die Spendenhöhepunkte betrachtet, wird deutlich, dass die Spenden für Katastrophen, die in der Aufmerksamkeit der Medien stehen, seit den 1990er-Jahren beinahe stetig zugenommen haben. Über die Berichterstattung und das Spendenaufkommen entscheidet offenbar die geografische Nähe einer Katastrophe. Die transnationale Solidarität scheint im europäischen Rahmen stärker ausgeprägt zu sein als darüber hinaus. So entfielen 1999 etwas weniger als die Hälfte der Spendeneinnahmen, nämlich 38,9 Millionen Euro, des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) auf Hilfsaktionen im Zusammenhang mit dem Kosovokrieg. Im Jahr 2002 meldete das DRK, dass 137,6 von insgesamt 173,3 Millionen Euro für die Elbefluthilfen in Osteuropa gespendet wurden.

Seit 1990 gibt es einen Aufwärtstrend der Spenden im Bereich humanitäre Hilfe und Entwicklungshilfe.



© Lohnes

Spendenhöhepunkt durch Tsunami: Wie hier im südinischen Dorf Pudhuettai richtete die Flutkatastrophe erhebliche Schäden an. In der Weihnachtszeit 2004 verzeichneten die Hilfsorganisationen Rekordergebnisse an Spendengeldern.



© Lohnes

Aufwärtstrend trotz Schwankungen: Spendeneinnahm von 17 nicht staatlichen Organisationen für humanitäre Hilfe und Entwicklungshilfe in Deutschland (inflationsbereinigt).

Dabei waren diese Katastrophen verglichen mit anderen Ereignissen in diesem Zeitraum relativ klein. So waren beispielsweise laut der Katastrophendatenbank (EM-DAT) der Weltgesundheitsorganisation im Jahr 2003 von dem Erdbeben im Iran in der Stadt Bam rund 200 000 Menschen betroffen. Knapp 27 000 Personen wurden getötet und beinahe ebenso viele verletzt. Im selben Jahr wurden jedoch beim DRK die niedrigsten Spendeneinnahmen seit acht Jahren gemessen. Zum Vergleich: Von der Elbeflut waren in Deutschland, Tschechien und Österreich zusammen etwa 600 000 Personen betroffen, 52 Personen wurden getötet, und 108 wurden verletzt. Im Kosovo fielen bis Juni 1999 rund 10 000 Menschen dem Konflikt zum Opfer, und beinahe zwei Millionen Zivilisten waren dazu gezwungen, entweder innerhalb oder außerhalb des Kosovos zu flüchten. Neben der geografischen Nähe spielt natürlich auch das Ausmaß der Katastrophe für das Spendenaufkommen eine Rolle. So wurden der Welthungerhilfe im Jahr 2005 30,8 von insgesamt 71,7 Millionen Euro für Hilfe nach dem Seebeben in Südasien gespendet.

Die Antwort auf die Frage nach der Bedeutung der Spendenwelle im Jahr 2005 liegt demnach in der Mitte der angebotenen Deutungsversuche. Zwar handelte es sich bei den Spendeneinnahmen anlässlich des Tsunamis um eine Ausnahme, die sich vermutlich durch die hohen Identifikationsmöglichkeiten sowie den weihnachtlichen Zeitpunkt der Katastrophe erklären lässt. Die große Spendenwelle ist jedoch auch Teil eines Trends zu mehr transnationaler Solidarität mit den Opfern von humanitären Katastrophen. Angesichts dieser Erkenntnis darf aber nicht übersehen werden, dass immer noch der größte Teil aller Katastrophen zu den sogenannten vergessenen Katastrophen zählt. Die betroffene Bevölkerung erhält hier weder von staatlicher Seite noch aus der Zivilgesellschaft die für die Verhinderung eines humanitären Desasters erforderliche Unterstützung.

Katrin Radtke ist Mitarbeiterin der Welthungerhilfe in Bonn.

WELTHUNGERHILFE

Auch die Spendeneinnahmen der Deutschen Welthungerhilfe spiegeln den Trend zu einem größeren globalen Verantwortungsgefühl wider. Da die Organisation jedoch nur ausnahmsweise Projekte in Europa durchführt, unterscheidet sich ihre Spendenentwicklung von der anderer Organisationen wie dem Deutschen Roten Kreuz. Spendenhöhepunkte konnte die Welthungerhilfe unter anderem in den Jahren 1998, 2000, 2005 und 2006 verzeichnen. Dabei war oft nicht eine einzelne große Krise für den Anstieg verantwortlich, sondern es gab verschiedene Impulse. 1998 führten insbesondere ein Erdbeben in Afghanistan, die kriegerischen Auseinandersetzungen im Südsudan und der Hurrikan Mitch zu einer höheren Spendenbereitschaft. Im Jahr 2000 wurde besonders für die Notsituationen in Mosambik und Äthiopien gespendet. Anlässlich des Tsunamis im Indischen Ozean an Weihnachten 2004 verzeichnete die Welthungerhilfe das höchste Spendenaufkommen ihrer Geschichte. Auch im Jahr 2006 wurde besonders viel gespendet. Anlass dafür war wie im Vorjahr der Tsunami und die Dürre am Horn von Afrika.

© Starlight Express

Beachtliche Summe: TV-Star Dieter Thomas Heck moderierte die Übergabe von 122 283 Euro von Starlight-Express-Darstellern an die Welthungerhilfe.

Starlight Express: Rekordsumme

Die Deutsche Welthungerhilfe freut sich über die Spendensumme von 122 283 Euro, die die Darsteller des Musicals Starlight Express innerhalb von acht Monaten nach den Vorstellungen persönlich von den Besuchern gesammelt haben. Diese Summe ist die höchste Spende, die Starlight Express je an eine Hilfsorganisation übergeben konnte. Das Geld kommt einem Hilfsprojekt der Deutschen Welthungerhilfe in Addis Abeba, Äthiopien, zugute. Dieses Projekt ermöglicht Aidswaisen und Straßenkindern durch Nahrung, Kleidung, Schulausbildung und Sport die Chance auf eine selbstbestimmte Zukunft wahrzunehmen.

© Lander

Partnerschaftsjahr mit Magdeburg offiziell eröffnet

»Hunger bekämpfen – Zukunft schenken«: Die Vorsitzende der Welthungerhilfe, Ingeborg Schäuble, eröffnete gemeinsam mit dem Oberbürgermeister Dr. Lutz Trümper (vorne links) das Partnerschaftsjahr mit der Stadt Magdeburg. Mit zahlreichen Veranstaltungen und Aktionen sollen Spenden für die Bürgerkriegsrückkehrer in Angola gesammelt werden.

Mit ihrem Eintrag in das Goldene Buch der Stadt Magdeburg eröffnete Welthungerhilfe-Vorsitzende Ingeborg Schäuble am 26. April 2007 gemeinsam mit Oberbürgermeister Dr. Lutz Trümper das Partnerschaftsjahr mit der sachsen-anhaltinischen Landeshauptstadt. Unter dem Motto »Hunger bekämpfen – Zukunft schenken« bitten die Partner mit zahlreichen Veranstaltungen und Aktionen um Unterstützung für Bürgerkriegsrückkehrer in Mangue im Westen Angolas.

»Fast 27 Jahre litten die Menschen in Angola unter dem Bürgerkrieg. Jetzt herrscht endlich Frieden. Ich freue mich sehr, dass wir gemeinsam mit Magdeburg die Ärmsten der Armen in diesem Land unterstützen, und hoffe auf ein erfolgreiches Jahr«, erklärte Ingeborg Schäuble. Angolas Botschafter Alberto do Carmo Bento Ribeiro betonte die immense Bedeutung dieses Engagements für die Menschen in seinem Heimatland. Er äußerte sich glücklich darüber, dass die Magdeburger schon jetzt viele Benefizaktionen geplant haben.

Als eine der ersten Veranstaltungen fand am 28. April die lange Lesenacht mit 24 Magdeburger Prominenten statt. Die Einnahmen der gut besuchten Lesung wurden durch den Veranstalter Städtische Werke Magdeburg verdoppelt. Beim Handball-Bundesligaspiel SC Magdeburg gegen HSG Düsseldorf Anfang Mai wurde die Partnerschaft vorgestellt, und am 16. Juni ruderten beim Magdeburg Kanusprint-Cup 20 Prominente beim Drachenbootrennen. Ein zentraler LebensLauf-Tag bildet den Auftakt zur aktionsreichen »Woche der Welthungerhilfe« vom 11. bis 20. Oktober 2007. Vorbereitend dazu sind Lehrerinnen und Lehrer aller Schulformen zu einer Lehrerfortbildung eingeladen.

© DWHH

Mit Sport, Spaß und Solidarität in den Sommer

LebensLäufe: Sportliche Betätigung zu fördern und gleichzeitig Spendenmittel für die Arbeit der Welthungerhilfe einzunehmen ist der Kerngedanke der Aktion LebensLäufe. Das Motto lautet: »Sich bewegen, um etwas zu bewegen«.

Sportliche Solidaritätsaktionen für die Welthungerhilfe haben Hochkonjunktur. Bundesweit stehen LebensLäufer in den Startlöchern oder haben sich bereits betätigt, wie die Schüler der Technischen Oberschulen in Stuttgart und Ulm. 100 Kilometer haben die jungen Sportler beim ambitionierten 24-Stunden-Lauf Ende April zurückgelegt und dabei Gelder für das Indienprojekt »Schule ist der beste Arbeitsplatz« gesammelt.

Ein Volkslauf für den Bau einer Schule in Rubona, Ruanda, ist auch das zentrale Ereignis am 22. Juni in der Eifelstadt Daun. Eingebettet in ein umfangreiches Kultur-, Informations- und Sportprogramm bildet der Lauf den Auftakt zur neunten Tour d'Europe. An der traditionsreichen Fahrradtour durch Deutschland, Belgien, Luxemburg und Frankreich beteiligen sich in diesem Jahr rund 300 Schülerinnen und Schüler aus 40 Schulen. Bis zum 30. Juni werben sie radelnd um internationale Gerechtigkeit und Spenden.

»Durchstarten für Bildungschancen von Kindern in Mosambik« lautet das Motto des zweiten großen LebensLauf-Tags in München. Nach dem Erfolg im letzten Jahr werden am 13. Juli erneut 3000 Schüler im Olympiapark ihr sportlich Bestes für die Altersgenossen in Afrika geben. Und damit auch der Herbst garantiert sportlich bleibt, ruft die Welthungerhilfe gemeinsam mit dem Internationalen Stadionfest (DKB-STAF) Berlin am 16. September unter dem Motto »United we walk for life« gegen eine Startgebühr von 10 Euro zu einem Marsch ins Berliner Olympiastadion auf. Die Spenden gehen an ein Waisenheim in Kenia.

Anmeldung zum Walk ab 1. Juli unter: www.welthungerhilfe.de.

Über 7000 Menschen haben auf der Internetseite der Welthungerhilfe ihrer Kreativität freien Lauf gelassen und ihre Stimme gegen Armut abgegeben. Die Stimmen wurden gesammelt und im Vorfeld des G8-Gipfels an Bundeskanzlerin Angela Merkel weitergeleitet, um auf die Dringlichkeit besserer Entwicklungszusammenarbeit aufmerksam zu machen.
Hier ein paar Beispiele:

Man ist nicht nur verantwortlich für das, was man tut, sondern auch für das, was man nicht tut.

Heike Eisenmeyer, Heilbronn

Kein Mensch soll hungern ...

Caka Sezer, Selm

Essen und Trinken ist KEIN Privileg!

Matthias Standke, Bielefeld

Wir haben die Chance, etwas gegen die globale Armut zu tun, deswegen sollten wir sie auch ergreifen!

Laura Leithaus, Hagen

Länder, in denen Tiere besser leben, als so mancher Mensch in der Dritten Welt, müssen etwas gegen Armut tun.

Nora Youssef, Weißenburg

Hilfe für Afrika

Auf dem G8-Gipfel in Heiligendamm war auch Afrika Thema. Die Welthungerhilfe kritisierte bereits bei einer Pressekonferenz am 9. Mai in Berlin, dass die Agenda für Afrika viel zu kurz greift. Sie forderte von den G8-Staaten eine Verdoppelung der Hilfe für Afrika bis 2010, wie bereits beim G8-Gipfel vor zwei Jahren in Gleneagles versprochen. Davon muss ein deutlich größerer Teil als bisher in die Entwicklung der ländlichen Gebiete in Afrika fließen, wo 80 Prozent der Hungernden leben. Die G8-Staaten müssen zudem ihre Agrar-Exportsubventionen schnellstmöglich streichen und ihre Märkte einseitig für landwirtschaftliche Produkte aus Afrika öffnen. Andreas Mehler, Leiter des GIGA Instituts für Afrika-Studien in Hamburg, plädierte dafür, die afrikanische Bevölkerung stärker an Reformprozessen zu beteiligen. Emmanuel Gyimah-Boadi, Politikwissenschaftler und Leiter des Center for Democratic Development in Accra/Ghana, forderte die G8-Staaten auf, staatliche Entwicklungshilfe verbindlich an gute Regierungsführung zu koppeln. Im Diskussionspapier »G8-Agenda: Vorfahrt für Afrika« finden Sie Hintergrundinformationen und Meinungen. Kostenlose Bestellung:

E-Mail: info@welthungerhilfe.de, Telefon: (0228) 22 88-134, oder unter: www.welthungerhilfe.de.

Diskussionspapier: Weshalb Afrika Vorfahrt braucht, lesen Sie in der neuen Publikation der Welthungerhilfe.

Action for Global Health

Seit März ist die Welthungerhilfe Mitglied des neuen europäischen Netzwerks für globale Gesundheit »Action for Global Health«. 15 Partnerorganisationen aus sechs Ländern haben sich zusammengeschlossen, um sich für die stärkere europäische Unterstützung der Entwicklungsländer bei der Umsetzung der Gesundheits-Millenniumsentwicklungsziele einzusetzen. In den nächsten fünf Jahren sollen nationale Regierungsmittel aus den sechs Partnerländern (Großbritannien, Frankreich, Spanien, Deutschland, Italien und Belgien) mobilisiert werden.

Das Netzwerk wird von ActionAid International koordiniert. In Deutschland ist neben der Welthungerhilfe terre des hommes ein weiterer Partner. Die Aktivitäten des neuen Netzwerkes ergänzen sich mit denen der Kampagne »Virus Free Generation« der Alliance2015, die sich mit dem Thema HIV/Aids beschäftigt. Initiiert wurde der Projektvorschlag über die Bill- und Melinda-Gates-Stiftung, die sich stark im Gesundheitsbereich engagiert.

Als erste große gemeinsame Aktivität wird eine Art politischer Überprüfungsbericht zur Halbzeit der Millenniumsentwicklungsziele Mitte Juli herausgegeben. Der Bericht analysiert, was die Regierungen bisher im Bereich Gesundheit und Entwicklung getan haben. Eine jährliche Aktualisierung ist geplant.

Mehr Informationen unter: www.actionforglobalhealth.eu.

© Kropke

Mehr Gesundheit: Die Bekämpfung von Kindersterblichkeit gehört zu den Millenniumszielen, deren Umsetzung das neue Netzwerk fördern will.

Kallos Verlag engagiert sich

Über 100 000 Euro haben die Kunden des Kallos Verlages in den vergangenen fünf Jahren gespendet. Der süddeutsche Verlag vertreibt hochwertige Weihnachtskarten mit exklusiven Spendenkarten zugunsten der Deutschen Welthungerhilfe. 25 Cent pro Karte gehen direkt an ein Projekt der Welthungerhilfe. Dieses Jahr werden die Spenden für Waisenkinder in Äthiopien verwendet. In einem der ärmsten Stadtviertel Addis Abebas gibt die Welthungerhilfe in einem Center etwa 100 Halb- und Vollwaisen eine neue Chance. Den Katalog erhalten Sie direkt beim Kallos Verlag:

E-Mail: anfrage@kallos.de, Telefon: (089) 89 41 33-57, Fax: (089) 89 41 33-90, oder unter: www.kallos.de.

MATERIALIEN

Unterrichtseinheit zu »Das Notizbuch des Zeichners« von Mohieddin Ellabbad

In Zusammenarbeit mit der Welthungerhilfe hat der Kinderbuchfonds Baobab eine Unterrichtseinheit zur arabischen Lebenswelt herausgegeben. Mit vielen praktischen Beispielen zu Tradition, Alltagskultur, Sprache und Schrift öffnet sie einen spielerischen und informativen Zugang zu diesem Kulturraum. Die Unterrichtseinheit basiert auf dem Werk »Das Notizbuch des Zeichners«, das 2003 mit der Blauen Brillenschlange ausgezeichnet wurde.
Die Unterrichtseinheit zu dem Notizbuch ist für zwölf- bis 14-jährige Schüler konzipiert und kann unter **www.welthungerhilfe.de/weltgeschichten.html** heruntergeladen werden.

REZENSION

Afrika verstehen lernen

53 Staaten, unzählige Ethnien und etwa 2000 Sprachen: Afrika ist ein vielfältiger Kontinent. Der vorliegende Band bietet zwölf Bausteine zur Auseinandersetzung mit aktuellen und historisch begründeten Problemen und Prozessen, die sowohl für die schulische wie auch für die außerschulische Bildungsarbeit Anregungen geben wollen.
Das Kapitel 7 »Kreativität unter Armutsbedingungen« entstand unter Mitwirkung der Mitarbeiter der Welthungerhilfe Mathias Mogge, Dr. Rokia Goldmann und Angela Tamke sowie dem Bonner Geografielehrer Paul Schlechtriemen. In dem Kapitel wird besonders auf die Rolle der Nichtregierungsorganisationen der Entwicklungszusammenarbeit im Globalen Lernen eingegangen. Am Beispiel eines Projektes der Welthungerhilfe für Einkommen schaffende Maßnahmen in Mali wird die praktische Kreativität von jungen Rückkehrern verdeutlicht.

Der Band »Afrika verstehen lernen« besticht durch die theoretische Grundlegung, die thematisch klug ausgewählten Themenbereiche und vor allem durch die für die praktische schulische und außerschulische Bildungsarbeit einsetzbaren Fallbeispiele.
Der Band »Afrika verstehen lernen« (362 Seiten, DIN-A4-Format, vierfarbig, ISBN 978-3-89331-76), wird von der Bundeszentrale für politische Bildung, Adenauerallee 86, 53113 Bonn, gegen eine Bereitstellungspauschale von 4 Euro (www.bpb.de) an Schulen, Bildungseinrichtungen und Lehrkräfte abgegeben.

IMPRESSUM

Herausgeber: Deutsche Welthungerhilfe e. V., Friedrich-Ebert-Str. 1, 53173 Bonn
Redaktion: Patricia Summa (verantwortlich), Ute Warkalla, Reinold E. Thiel (ständiger Mitarbeiter); Stefanie Wulff (muehlhaus & moers kommunikation)
Telefon: (0228) 22 88-207, Telefax: (0228) 22 88-188
Internet: www.welthungerhilfe.de, E-Mail: info@welthungerhilfe.de
Gestaltungskonzept:
Querformat Design, Hamburg/Aline Hoffbauer, Ingrid Nündel
Layout:
muehlhaus & moers kommunikation, Köln/Sabine Schiemann, Tobias Heinrich
Druck: Joh. Heider Verlag GmbH, Bergisch Gladbach
Die Welternährung erscheint vierteljährlich. Die Herausgabe der Zeitung wird aus Haushaltsmitteln des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz unterstützt.
Namensbeiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Nachdruck erwünscht mit Quellenangaben und Belegexemplar.
Dieser Ausgabe liegt das Spender-Magazin und das Faltblatt »Zukunft schenken« bei.

BESTELLCOUPON

Bitte senden Sie die »Welternährung« auch kostenlos an:

Name, Vorname _____

Straße _____

PLZ, Ort _____

E-Mail _____

Deutsche Welthungerhilfe e.V., Redaktion »Welternährung«
Friedrich-Ebert-Str. 1, 53173 Bonn
Telefon: (0228) 22 88-127, Telefax: (0228) 22 88-188
E-Mail: info@welthungerhilfe.de

Neulich in ... Ecuador

© Korneffel

Freie Sicht in Gefahr: Verschwindet das Andenpanorama von Ecuador bald hinter gigantischen Trennwänden? Unser Korrespondent machte sich Gedanken über die neusten Auswüchse der Privatisierung.

Von Peter Korneffel

Schade. Die Anden waren so schön anzusehen: schneebedeckte Fünftausender, welch magische Bergwelt. Ein Jammer, wenn die Berge Ecuadors nun hinter Sichtblenden und Mauern verschwinden. Es waren so erhabene Vulkane wie der 5900 Meter hohe Cotopaxi, weiße Gipfel in dramatischen Kraterlandschaften. Sie alle säumten die jahrhundertealte »Straße der Vulkane«, wie Alexander von Humboldt jene Route durch die Anden taufte. »Der Cotopaxi hat die schönste und regelmäßigste Form unter allen colossalen Spitzen der hohen Anden ... in blendendem Glanze erstrahlt«, schwärmte der Naturforscher schon 1802. Doch nun droht das Ende der freien Sicht.

Angefangen hatte alles mit den großen Baggern von Panavial, ein Baukonzern, der 2003 die Konzessionsrechte an der 400-Kilometer-Straße erworben hatte. Der privatisierte Abschnitt ist ein Herzstück der weltberühmten Panamericana von Alaska nach Feuerland.

Pech für die historische Hacienda La Ciénega, ein Kulturerbe aus dem 17. Jahrhundert mit einer der ältesten Kapellen Südamerikas. In diesem prächtigen Anwesen hatte schon Humboldt residiert. Seit die Bulldozer von Panavial das Hinweisschild herausrissen, findet man das Landgut kaum noch.

Die Hacienda protestierte heftig. Panavial unterband jedes Wiederaufstellen des Schildes, denn die Werberechte lägen nunmehr bei dem Baukonzern, hieß es. Doch Panavial (»zum Wohl des ganzen Landes«) bot den Betreibern des Hotels in der Hacienda Hilfe an. Man würde ein Verkehrsschild nach dem Design von Panavial an der Einfahrt errichten, auf dem ein Namenszug der Hacienda La Ciénega zu sehen sei – gegen eine Sichtgebühr von jährlich 7000 US-Dollar.

Kein Schildbürgerstreich

Die Hacienda lehnte empört ab, fand aber glücklicherweise einen Nachbarn, der ihr gestattete, auf einer privaten Wiese neben der Panamericana ihr Hinweisschild zu postieren. Doch selbst dieses ließ Panavial gerichtlich verbieten, denn in der privaten Konzession für den Straßenbetrieb seien auch sämtliche Rechte an von der Straße aus sichtbaren Objekten eingeschlossen.

Dies ist keineswegs ein Schildbürgerstreich, sondern ein Ergebnis neoliberaler Privatisierungspolitik in Südamerika anno 2007. Bei solcher Rechtslage steht wohl bald auch der freie Blick auf die Berge vor einer saftigen Gebührenordnung. Wer den Cotopaxi von der Straße aus sehen will, muss künftig zahlen. Oder der Berg zahlt, um gesehen zu werden, oder die Kühe. Auf jeden Fall befürchte ich gigantische Trennwände, monumentale Sichtverschalungen der Panamericana, flankiert von Guckautomaten – eine Peepshow für Ökotouristen, eine Maut für die Sinne. Die Anden als gefühlte Bergwelt hinter einem ewigen Wolkenvorhang aus Milchglas und Lamellen? Wirklich schade.

Peter Korneffel ist Auslandsreporter für Spanien und Lateinamerika.

Visitenkarten-Rätsel

Durch Umstellung der Buchstaben des Namens, des Wohnortes und der Berufsbezeichnungen ergeben sich fünf afrikanische Staaten und vier Hauptstädte.

MAOMA JANBA ACROMONTIA

WAENABEN

DIPL.-ING.
KFZ-Schadensbegutachter

(0162) 863 47 92
majacro@t-online.de

Lösungen: Benin, Ghana, Mozambik, Senegal, Tschad, Abidjan, Accra, Freetown, Maputo

Rita Westena
HAT VERGESSEN ZUR "EIN WECKRUF-GEGEN FREIHANDELSABKOMMEN-DEMO" EINEN WECKER MITZUBRINGEN...
ANTI-EPA
ECKRUF
HANDELS KOMMEN
BOP
Uhren Kröger
GROSSE SEELEN DULDEN STILL...
SCHNELL, EINEN WECKER, BITTE SCHÖN LAUT!
WECKRUF!
ZU SPÄT! DIE VERANSTALTUNG IST ZU ENDE!
DU SOLLTEST MAL WAS GEGEN DEINE VERGESSLICHKEIT TUN, RITA!
VERGESSLICH? IIICH?
RRRR